



WORT A

Epische, lyrische und dramatische Texte von Studierenden
der Klassen mmp23/24 aus dem Modul «Schreiben und Sprechen I/III» des
Joint-Degree-Bachelorstudiums Multimedia Production FHGR und BFH

Herbstsemester 24

Editorial

Liebe Leser:innen

Grenzen trennen. Grenzen schützen. Und Grenzen grenzen aus. Die einen sind überwindbar, andere dürfen niemals überschritten werden. Wie sähe eigentlich eine Welt ohne Landesgrenzen aus? Gäbe es darin grenzenlose Möglichkeiten – oder grenzenlose Gefahren? Und was ist mit unseren inneren Grenzen? Den moralischen? Denjenigen, die aus Selbstschutz entstanden sind?

Über Grenzen nachzudenken, wirklich nachzudenken, ohne ein KI-Tool zu fragen, führt zu tiefgreifenden, existenziellen Fragen. Diesen Fragen stellen sich die Figuren in den Erzählungen, Spoken-Word-Texten und Minidramen, welche die Studierenden im Rahmen der Module «Schreiben und Sprechen I und II» entwickelt haben. Literarische Grenzerfahrungen – zum Mitfühlen, Miterleben, Mitdenken.

Viel Lesefreude wünschen

Petra Hasler, Dozentin und Modulleiterin «Schreiben und Sprechen»

Dr. Regina Dürig, Dozentin und Autorin

Dr. Christine Stöckli, Dozentin und Lektorin

Nina Schmulius, Autorin

Monica Cantieni, Autorin

Sunil Mann, Autor

Simon Libsig, Bühnen-Poet und Wortakrobat
sowie alle Autorinnen und Autoren

Chur, im Juni 2025

Impressum

Texte von Studierenden der Klassen mmp23/24
aus dem Modul «Schreiben und Sprechen I/II»
Herbstsemester 24
Gestaltung: Christian Segundo

Herausgeberin

Fachhochschule Graubünden
Institut für Multimedia Production (IMP)
Modul «Schreiben und Sprechen»
Pulvermühlestrasse 57
7000 Chur
E-Mail: petra.hasler@fhgr.ch
Telefon: 081 286 38 36

© 2025 FHGR. Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Texten ist nur mit Zustimmung der Autorin oder des Autors erlaubt.

Inhaltsverzeichnis

Das Gewicht der Entdeckung Erzählung Chiara Rubin	4
Die Jacke Erzählung Len Wilpert	6
Zusammenspinnen Erzählung Nora Zimmermann	8
Widersprüchliche Welten Spoken Word Elena Fankhauser	11
Zwischen Wahn und Wirklichkeit Erzählung Laila Keller	12
Findest du nicht auch? Erzählung Wanaka Emmenegger	14
Baum-Ast-Ring-Frauen Spoken Word Laura-Amadea Feldmann	16
Ein brennendes Verlangen Erzählung Fabienne Kaufmann	18
Krieger ohne Ketten Erzählung Sheyla Spiess	20
Die Wahrheit liegt in deinem Spiegelbild Minidrama Jule Metzger	22
Gib mir einen Grund Spoken Word Manuela Maushart	24
Der Verrat Erzählung David Widmer	25
Zwischen Panik und Befreiung Erzählung Sheryn Locher	28
Nächte machen Städte grösser Erzählung Luca Balsiger	30
Sueche Wohnig in Züri Spoken Word Robin Luiten	32
Der Schatten im Mais Erzählung Luca Mosberger	33
Worte ohne Farbe Minidrama Benjamin Zuberbühler	35
Schneide, schneide, entscheide Minidrama Melissa Goebel	37
Jung sy Spoken Word Kaya Moser	39
Der Tag, an dem ich ein Rockstar wurde Erzählung Natacha-Anina Krenger	42
Eine im Tausch für Tausende Erzählung Melina Gasser	44
Mitose Erzählung Tobias Kunz	46
Das wolltest du doch Erzählung Carina Bihlmayer	47
Stiller Kampf Erzählung Lou Gmür	50

Das Gewicht der Entdeckung

Von Chiara Rubin

Der schwere Schnee knirschte unter ihren Schuhen und durchbrach die alles einnehmende Stille. Es war eine Stille, die Lise schon seit Monaten wie ein Schatten begleitete, seitdem sie 1938 im Exil war. Alles war neu, aber vielmehr war alles fremd: die Sprache, die Gesichter, die Orte.

Einzig in den vertrauten Schwüngen von Ottos Handschrift fand sie Trost – es war alles, was ihr in dieser Zeit geblieben war. Regelmässig schrieb er Lise Briefe aus Deutschland und berichtete ihr von den neuesten Ergebnissen seiner chemischen Experimente. Lise, die jahrelang eng mit ihm als Physikerin gearbeitet hatte, las seine Berichte aufmerksam und interpretierte die chemischen Prozesse mit ihrem Fachwissen. Die beiden verbanden nicht nur eine tiefe Freundschaft, sondern auch die gleiche Liebe zur Wissenschaft sowie eine intensive Zusammenarbeit in der Forschung an Transuranen. Doch mit der politischen Radikalisierung in Deutschland wurde wissenschaftliches Arbeiten zunehmend erschwert. Als die Repressionen für jüdische Menschen lebensbedrohlich wurden, flüchtete Lise ins Exil nach Schweden. Von dort aus setzte sie die Zusammenarbeit mit Otto brieflich fort.

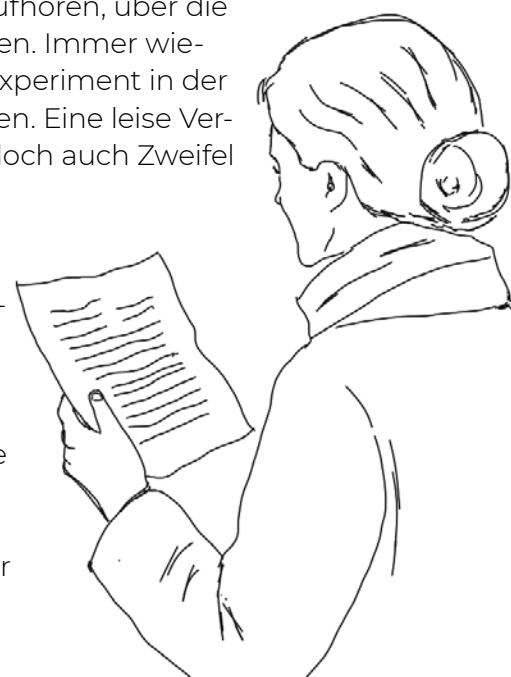
Es war wieder so ein Tag, an dem ein neuer Brief eingetroffen war. Lise eilte hastig aus dem Haus. Als sie einen schmalen Umschlag aus dem Briefkasten zog, machte ihr Herz einen Sprung und ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Mit federnden Schritten tänzelte sie zur Wohnung zurück und drehte das Couvert um. Sanft glitten ihre Finger über die grossen, geschwungenen Lettern auf dem Couvert: «An Fräulein Meitner».

Natürlich. Otto. Sie erkannte sofort diese elegante Handschrift. Otto war ein sorgfältiger Mensch und so war auch seine Schrift. Behutsam öffnete sie das Couvert und entfaltete das milchweisse Papier. Die filigranen Buchstaben verbanden sich wie Atome zu einem komplexen Gefüge aus Beobachtungen, Gedanken und Fragen. Aufmerksam las sie Wort für Wort und stellte sich dabei vor, wie Otto von Tatendrang gepackt seine Untersuchungsergebnisse niederschrieb. Lise verlor sich zwischen den Zeilen in einer Welt voller

transuranischer Elemente und kernphysikalischer Gesetze – doch etwas machte sie stutzig. Immer wieder blieb sie beim Durchlesen an derselben Stelle hängen. Die Frage, die sich ihr stellte, liess sie nicht los: Wie konnte es sein, dass die Radioaktivität in Uranproben zunahm, nachdem das Uran von Neutronen beschossen worden war? Das konnte doch einfach nicht sein. Nein, das ergab keinen Sinn. Sie musste nachdenken. Sie musste raus in den Wald – so wie immer, wenn sie etwas beschäftigte.

Der Wald war gross und nicht weit von ihrem Zuhause entfernt. Es dämmerte bereits, als sie ihn betrat. Der schwere Schnee knirschte unter ihren Schuhen und durchbrach die alles einnehmende Stille. Lise passierte die kargen Bäume, vorbei an dem zugefrorenen Teich und der verlassenen Waldhütte. Die eisige Luft roch nach Erde und nassem Holz. Sie holte einen tiefen Atemzug, schloss für einen Moment die Augen und öffnete sie wieder, als sie behutsam einen Schritt vor den anderen setzte. In der zunehmenden Dunkelheit sah sie nur noch die schemenhaften Umrisse der starren Bäume. Wie weit alles war. Schneeflocken suchten zaghaft den Weg zum Boden. Sie unterlagen der Schwerkraft, wie so alles den physikalischen Gesetzen unterlag – dies war sicher und diese Sicherheit ein tröstlicher Gedanke. Lise griff in ihre Jackentasche und umklammerte Ottos Brief fest, dessen Worte in ihrem Kopf schwirrten. Wie konnte man sich nur so etwas erklären? Lise konnte nicht aufhören, über die Worte nachzudenken. Immer wieder liess sie Ottos Experiment in der Stille Revue passieren. Eine leise Vermutung hatte sie, doch auch Zweifel schlichen sich ein.

Sie hielt kurz inne und blieb in Gedanken versunken stehen. Die kühle Luft schien sie einzuholen, kroch unter ihre Kleider und färbte Lises Wangen rot. Sie krallte sich fester



an den Brief ihres Freundes, so als ob er ihr etwas Wärme spenden könnte. Weit weg von Otto und getrennt durch die unbarmherzige politische Lage, vermisste sie ihn ungeheuerlich. Otto war stets ein Kompass in der verworrenen Landschaft der Forschung – doch sie wusste, dass sie die Richtung selbst finden musste. Ach Otto, was für Rätsel stellst du nur? In ihrem Inneren regte sich aber bereits etwas – ein Gedanke, der sich langsam zur Antwort formte. Zuerst war er kaum wahrnehmbar und leise, doch dann drängte er sich immer mehr in den Vordergrund, bis er kaum mehr zu überhören war. Und dann, plötzlich, traf es Lise wie ein Blitz. Sie liess den Brief abrupt los, ihre Augen weiteten sich und ihr Puls schnellte in die Höhe – Lise war hellwach. Das musste es sein! Ja, sie war sich sicher: Die Urankerne wurden gespalten und durch die Spaltung entstand Energie, enorm viel Energie!

Der Wald schien plötzlich kleiner zu werden, als die Entdeckung in ihr wuchs. Sie musste zurück und ihre Erkenntnis Otto mitteilen! Eine Entdeckung wie diese könnte die Physik revolutionieren – sobald klare Beweise vorliegen, würde sie ihr Ergebnis der Welt präsentieren! Ein Lächeln erhellte Lises Gesicht. Sie stapfte nun in schnellen Schritten und festem Ziel durch den Schnee. Die metallische Kälte nahm sie nur noch beiläufig wahr, die Welt um sie herum klang dumpf und entfernt. Im Kopf hingegen schossen tausende Gedanken wild umher. Während ihre Überlegungen blitzschnell von einer zur nächsten sprangen, setzten ihre Füsse den Weg im gleichen Tempo fort. Büsche, Bäume, Schnee und noch mehr Schnee – alles zog an Lise in einem rasanten Tempo vorbei.

Es dauerte jedoch nur wenige Minuten, bis sie langsamer und schlussendlich zögerlich stehen blieb. Ein Schauer lief ihr über den Rücken, als ihr das Ausmass ihrer Entdeckung bewusst wurde. Revolutionär – ja, das wusste sie, doch das Bild der zerstörten Gesichter in ihren Gedanken liess ihren Puls unangenehm rasen. Ein düsteres Gefühl machte sich breit. Brennende Häuser, schrei-

ende Kinder und ein unermüdliches Chaos, das vor niemandem Halt machte. Ein schrecklicher Gedanke. Die Schwere der möglichen Konsequenzen bei einem Missbrauch wäre erdrückend. Und auf einmal fühlte Lise wieder den eisigen Boden unter ihren Füßen, nahm die Dunkelheit und das kaum merkliche Geräusch der fallenden Schneeflocken wahr und schloss die Augen. Durfte sie wirklich eine Erkenntnis wie diese veröffentlichen? Die Wissenschaft kannte doch keine Grenzen ... Oder etwa doch?

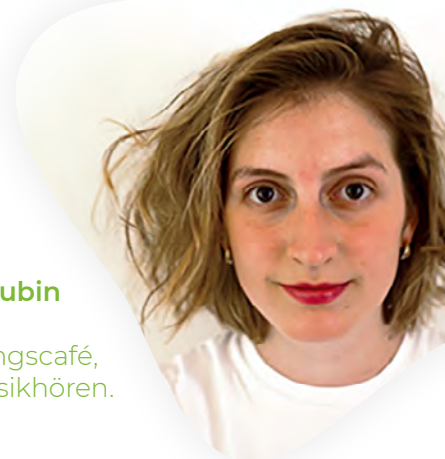
Lise öffnete wieder ihre Augen. Sie würde ihre Entdeckung mit Otto teilen, dann würde sie weitersehen. Sie setzte einen Fuss vor den anderen. Der schwere Schnee knirschte unter ihren Schuhen und durchbrach die alles einnehmende Stille. Bis nach Hause würde es nicht mehr so lange sein, sie kannte den Weg gut. Die Schneeflocken fielen leise zu Boden, während Lise im Schatten der Nacht verschwand. Im Schnee hinterliess sie eine Spur.

Zur Entstehung

Die Idee zu dieser Erzählung entstand aus meinem Interesse an ethischen Grenzen in der Wissenschaft. Besonders beeindruckt hat mich Lise Meitner: Als Physikerin leistete sie unter den Bedingungen politischer Verfolgung und gesellschaftlicher Ausgrenzung einen entscheidenden Beitrag zur Erklärung der Kernspaltung – einer Entdeckung mit enormem wissenschaftlichem Potenzial und tiefgreifenden Konsequenzen. Meitner distanzierte sich klar vom militärischen Missbrauch ihrer Entdeckung, vor allem vom Bau der Atombombe im Rahmen des Manhattan-Projekts, und setzte sich stets für eine verantwortungsbewusste Wissenschaft ein. Trotz 49 Nominierungen erhielt sie nie den Nobelpreis – ein Umstand, der bis heute kritisch hinterfragt wird.

Chiara Rubin

Am liebsten verbringt Chiara Zeit in ihrem Lieblingscafé, in der Natur oder beim Zeichnen und Musikhören.



Die Jacke

Von Len Wilpert

Hassan schlenderte durch die grauen Strassen des Viertels, den Rucksack lässig über eine Schulter geworfen. Die Fassaden der dicht aneinandergereihten Häuser waren von Graffiti und den Spuren der Zeit gezeichnet, doch das bunte Treiben der Nachbarn erfüllte den Ort mit Leben. Es war ein typischer Nachmittag in Kopenhagen, doch in ihrem Migrantenviertel fühlte es sich an wie eine kleine, eigene Welt.

Als er die Tür ihres Wohnblocks aufschloss, drang aus der Küche das Klirren von Geschirr, untermalt vom leisen Murmeln eines somalischen Nachrichtensenders. Ismail, sein älterer Bruder, sass am Küchentisch und tippte auf sein Handy.

Hassan trat vorsichtig ein, liess den Rucksack in einer Ecke fallen und zögerte kurz. «Ismail», begann er leise, «kann ich mit meinen Freunden rausgehen? Sie wollen unten auf dem Platz Fussball spielen.»

Ismail blickte auf, legte das Handy beiseite und musterte Hassan aufmerksam. «Mit wem willst du denn gehen? Nicht wieder mit den älteren Jungs aus Block 24, oder?»

Hassan schüttelte den Kopf und bemühte sich, unschuldig zu wirken. «Nein, nur mit den Jungs aus meiner Klasse. Die sind okay.»

Ismail seufzte, sein Blick wanderte zur Uhr an der Wand. «Gut. Aber sei um neun zurück, keine Sekunde später.»

«Danke, Ismail.» Schon war er aus der Tür, bevor sein Bruder sich die Entscheidung anders überlegen konnte.

Der Fussballplatz lag nur ein paar Strassen weiter, eingerahmt von baufälligen Hochhäusern und einem Zaun, dessen Maschen zerrissen und verbogen waren. Die Jungs aus der Nachbarschaft waren schon da, und der Ball flog quer über den Platz, begleitet von Rufen und Lachen.

Hassan spürte, wie die Anspannung seines Alltags allmählich von ihm abfiel. Hier, auf diesem

staubigen Platz, konnte er alles vergessen, die Enge ihrer Wohnung, das unsichtbare Gewicht, das sie seit ihrer Ankunft in Europa begleiteten.

Plötzlich bemerkte er eine Gruppe älterer Jungs in einer Ecke des Platzes, die zusahen. Hassan kannte sie, sie waren die aus dem Block 24, angeführt von Jamal, einem schmächtigen Kerl mit goldener Uhr und teuren Sneakers. Jamal grinste, als er Hassan bemerkte, und winkte ihn heran.

«Hey, Hassan! Komm mal rüber, Bruder!» Jamal lächelte einladend. Hassan bemerkte sofort die glänzende Designerjacke, mit dem funkelnden Stone Island-Logo, das im schwachen Abendlicht aufblitzte. Es war dieser eine Moment, den Hassan sich oft ausgemalt hatte – angesprochen zu werden, wahrgenommen zu werden. Zögernd trat er näher, spürte das klopfende Herz in seiner Brust. «Was gibt's, Jamal?»

Jamal legte einen Arm um seine Schulter, als wären sie alte Freunde. «Du willst doch auch mal das Leben geniessen, oder? So eine Jacke tragen wie ich? Ein paar neue Sneaker, vielleicht?»

Hassan schluckte, wagte es kaum zu nicken. «Klar... aber sowas kann ich mir nicht leisten.»

«Genau deshalb», sagte Jamal leise, «brauch ich jemanden wie dich. Kleine Aufgaben, nichts Grosses. Ein bisschen Mut, und schon kannst du auch so eine Jacke tragen. Klingt doch gut, oder?»

Hassan sah ihn ungläubig an. «Was... was muss ich machen?»

Jamal nickte zu einem kleinen Kiosk, der an der Ecke lag. «Da drin ist ein Typ, der schuldet uns was. Du gehst rein und machst ihm klar, dass er zahlen muss. Zeigst ihm ein bisschen, wer hier das Sagen hat.»

«Hier, das wird dir nützlich sein.» Jamal hielt Hassan ein kleines, scharfes Messer hin. Hassan griff zögernd danach, das Gewicht und die Kälte des Metalls jagten ihm einen Schauer über den Rücken. Hassans Hände wurden feucht, und sein

Herz schlug schneller. Doch die Möglichkeit, in einer solchen Jacke herumzulaufen, fühlte sich wie ein Tor zu einer anderen Welt an.

Er nickte schliesslich. «Okay... ich mach's.»

Der Kiosk war klein, vollgestopft mit alten Zeitschriften und Staub. Der Besitzer, ein älterer Mann, blickte auf, als Hassan hereinkam, und seine Augen verengten sich misstrauisch. «Kann ich dir helfen, Junge?»

Hassan atmete tief ein, versuchte, sich an Jamals Worte zu erinnern und die Anspannung abzuschütteln. «Du... du solltest zahlen, wenn du deine Probleme loswerden willst.» Seine Stimme klang zittrig.

Der Mann runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. «Du bist ein Kind. Ich kenne deinen Bruder Ismail. Was soll das hier?»

Ein Gefühl der Unsicherheit durchzog Hassan. Aber der Gedanke an die Jacke liess ihn weitermachen. Und jetzt konnte er sowieso nicht mehr zurück, sonst wäre er ja ein Feigling. Er griff ein Regal und stiess es um. Flaschen und Dosen fielen klirrend zu Boden, Glas splitterte, und der Laden füllte sich mit dem scharfen Geruch verschütteter Limonade. Der Besitzer sah ihn fassungslos an.

«Ist das dein Weg, Junge? Ist das, wer du sein willst?», fragte er leise. Die Worte trafen Hassan wie ein kalter Schauer, und für einen Moment wollte er alles rückgängig machen.

Noch einmal sah Hassan in die alten Augen des Mannes, die nichts als Besorgnis spiegelten. Er zog das Messer aus seiner Tasche und hielt es zitternd vor sich, das kalte Metall schwer in seinen Händen. «Du... du solltest besser das Geld rausgeben», sagte er, seine Stimme nun kaum mehr als ein Flüstern.

In diesem Moment erklang die Türglocke. Hassan drehte sich langsam um. In der Tür stand ein Mann mittleren Alters, kurzes graues Haar, ein scharfer Blick, der die Szene in Sekunden erfasste. Sein Blick streifte das umgestürzte Regal, die zerbrochenen Flaschen, den Kioskbesitzer, der hinter dem Tresen verharrte, den Blick fest auf das Messer gerichtet.

Hassan hielt den Atem an. Für einen kurzen Moment begegneten sich ihre Augen. Dann, blitzschnell, zog der Mann eine Waffe und richtete sie auf ihn.

«Hände hoch», sagte der Mann ruhig, aber bestimmt, die Waffe nicht senkend. Hassan erstarrte, die Kälte des Metalls durchbrach die Dämmung seines Denkens. Der Mann in Zivil war ein Polizist. Hassan liess das Messer auf den Boden fallen, der Klang hallte in der stillen Luft wider.

Der Polizist trat auf ihn zu und legte eine feste Hand auf seine Schulter. «Mitkommen», sagte er knapp, als gäbe es nichts mehr zu besprechen. Für ihn war Hassan ein gewöhnlicher Fall, ein Junge aus dem Viertel.

Als Hassan aus dem Kiosk geführt wurde, sah er die Menschen auf der Strasse, einige flüchtige Blicke, dann wandten sie sich ab, als wäre es besser, nicht hinzusehen. Und da, ein Stück weiter, stand Jamal. Er lehnte an einer Laterne, ein schiefes Grinsen im Gesicht. Für einen kurzen Moment trafen sich ihre Blicke, und Hassan suchte nach irgendeinem Zeichen, das ihm Hoffnung gab, einem Blick, der sagte: Es ist nicht das Ende, du bist nicht verloren. Doch da war nichts, nur Jamals Gleichgültigkeit und ein spöttisches Lächeln, das alles verriet.

Mit einem kurzen Nicken wandte Jamal sich ab, lachte über etwas, das einer seiner Freunde sagte, und verschwand in der Menge.

Hassan spürte die kalten Handschellen um seine Handgelenke, der Schmerz zog durch seine Adern. Ein flüchtiger Gedanke an seine Mutter, zurückgeblieben in Somalia, dann an Ismail, an die Momente, in denen sie einfach zusammen waren, in der warmen Wohnung. Doch als der Polizist ihn fortzog, wusste Hassan, dass er diese Nähe, diese Sicherheit in diesem Moment nicht mehr hatte. Die Strassen, die Gesichter, die falschen Versprechen, alles verblasste. Ein letzter, stiller Wunsch durchzog ihn: einfach zu Hause sein, mit Ismail, und Fernsehen.

Zur Entstehung

Die Idee zu meinem Text entstand im Unterricht durch einen Zeitungsartikel über Jugendliche mit Migrationshintergrund in Skandinavien, die in kriminelle Strukturen geraten. Mich hat besonders beschäftigt, wie schnell junge Menschen durch Gruppendruck und den Wunsch nach Anerkennung auf einen gefährlichen Weg geraten können. Mit meiner Geschichte möchte ich zeigen, wie still und unspektakulär so ein Abstieg beginnen kann. Oft mit einem einzigen Moment.

Len Wilpert

Len Wilpert hat deutsch-japanische Wurzeln und arbeitet neben dem Studium als Videoproducer. Er liebt starke Bilder, klare Schnitte und ehrliche Geschichten. In seiner Freizeit fiebert er mit Tottenham und tankt Energie im Kreis von Freunden.



Epik | Erzählung

Zusammenspinnen

Von Nora Zimmermann

Anna sass auf ihrem Bett und betrachtete das Bild an ihrer Wand. Sie hatte es gerade erst aufgehängt. Die Strassenlaterne vor ihrem Fenster brachte Licht in das kleine, dunkle Zimmer. Sie hörte, wie das nächste Tram zu der Haltestelle vor ihrer Tür rollte. Die Räder drückten sich schwer in die alten Schienen und manchmal hatte sie das Gefühl, dass der Boden leicht vibrierte.

Stimmen von unbekannten Personen tönten durch das dünne Glas der Fensterscheibe. Wahrscheinlich waren es ein paar unbekümmerte Teenager, die sich im kleinen Park gleich neben der Haltestelle betranken. In ihrem Zimmer hörte Anna alles. Die Nachbarn, die Trams, die Autos und Fussgänger. So war das in einer Altbauwohnung. Alte, dünne und leicht durchdringbare Wände und Scheiben. Anna mochte die Geräusche. Sie waren ein weisses Rauschen, das sie begleitete und mit ihrer neuen Umgebung vertraut machte. Die Stadt Bern gefiel ihr.

Sie war klein und doch war immer etwas los. Ausserdem hatte sie schon lange weggewollt aus ihrem Dorf, wo es nur Stille oder ihre laute Familie gab.

Plötzlich hörte Anna einen spitzen Schrei. Was zum!?! Schnell stand sie auf und rannte zum Zimmer ihrer Mitbewohnerin. Sie blieb im Türrahmen stehen und verschaffte sich einen Überblick. Tara stand mitten im Raum. Sie hatte die Arme krampfhaft verschränkt, fast so, als wollte sie sich selbst umarmen. Ihre dunklen Augen waren weit aufgerissen und Tränen liefen über ihre Wangen. Sie starrte an die Decke. Anna folgte ihrem Blick. Gross, dick und haarig sass dort die hässlichste Spinne, die sie je gesehen hatte. Ihr Körper war monströs. Fett und massiv. Ihre langen Beine klammerten sich an die Decke. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Sie bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Es ist nur eine Spinne, es ist nur eine Spinne. Sie kann nichts dafür, dass sie so hässlich ist. Sie hat

wahrscheinlich genauso viel Angst wie du. Anna spähte durch ihre Hände kurz auf das Monster. Es wirkte nicht, als ob es Angst hätte. Sie richtete ihren Blick verzweifelt auf Tara. Was für eine Scheisse. Was machen wir denn jetzt?»

Tara umklammerte sich immer noch. «Ich weiss es nicht. Aber eins ist sicher: Ich werde es nicht schaffen, mich dem Vieh zu nähern.»

Unschlüssig stand Anna da. Warum war sie auch mit der einzigen Person zusammengezogen, die eine noch grössere Arachnophobie hatte als sie selbst? Ach, scheisse ... Es war so unfair. Tara war doch die Starke der beiden. Die, die vor nichts Angst hatte. Sie war dabei, eine Polizistin bei der Kriminalpolizei zu werden, verdammt nochmal. Anna seufzte. Sie richtete sich auf und machte sich breit. «Also gut, wir schaffen das.» Sie drehte der Spinne den Rücken zu, lief ins Wohnzimmer und holte eine Leiter und eine Vase.

Als sie das Zimmer wieder betrat, sah Tara sie fragend an. «Eine Vase?»

Anna nickte. «Ja, das Ding ist zu gross. Das kriegen wir niemals unter ein normales Glas.»

Tara betrachtete das Ungeheuer erneut. «Okay, fair.»

Anna platzierte die Leiter etwas seitlich unter der Spinne und drückte Tara die Vase in die Hand. Sie holte tief Luft. Es ist nur eine Spinne. Es ist NUR eine Spinne. «Okay, okay, okay, ich steige nun die Tritte hinauf und hebe die Vase über die Spinne.» Ihre Hände klammerten sich an die Leiter. «Ich mache es jetzt.»

Tara klatschte einmal in die Hände. «Du schaffst das, Anna. Ich glaube an dich.» Anna hob ihren Fuss und stieg auf die erste Sprosse. Ihr Blick haftete angespannt auf dem Monster. Langsam erklomm sie zwei weitere Tritte und sprang gleich darauf alle wieder runter.

Anna schüttelte den Kopf. «Nein, einfach nein.»

Sie sah Tara herausfordernd an. «Warum hast du auch Angst vor Spinnen?! Du bist doch die Polizistin.»

Tara hob verteidigend ihre Hände. «Wow, wow, wow. Ich bin auch nur ein Mensch. Das ist nicht fair.»

Anna schaute trotzig zur Seite: «Ich weiss.» Stille. Plötzlich hob Tara triumphierend ihre Hand.

«Aha! Ich habe zwar Angst, aber ich habe auch eine Idee! Lass uns einfach die Wohnung anzünden! Problem gelöst.» Tara zuckte mit den Schultern.

Anna lachte, durchaus etwas beunruhigt vom Ernst in Taras Augen. «Ja, klar, gute Idee. Wäre grundsätzlich schon einfacher.» Sie atmete tief ein und nahm einen neuen Anlauf.

Tara sprach ihr gut zu: «Du kannst das! Du bist sowieso meine Heldin, ich hätte mich nicht einen Schritt näher an das Ding ran gewagt.» Langsam schlich Anna die Leiter hinauf. Endlich oben angekommen, reichte ihr Tara die Vase. Mit zitternden Fingern hob Anna sie vorsichtig über das dunkle Tier und schob im Schneckentempo einen dünnen Karton über ihre Öffnung. Die Spinne stürzte in die Vase. Annas Herz pochte. Sie hatte es fast geschafft. Sorgfältig stieg sie die Tritte herunter und begann hastig zu laufen. Zur Wohnungstür hinaus, die erste Treppe runter. Anna bereute es gerade sehr, nun im dritten Stock zu wohnen. Tara tänzelte ihr hektisch hinterher. Sie waren bereits im zweiten Stock angekommen, da begann die Spinne im Glas herumzuspringen. Anna hätte die Vase beinahe fallen gelassen. Scheisse, oh mein Gott, bitte nicht. Sie lief die Treppen noch schneller herunter und noch schneller.

Und rutschte aus.

Anna hatte das Glas noch zerspringen hören, dann war es kurz dunkel geworden. Sie lag auf dem Boden. Scheisse.

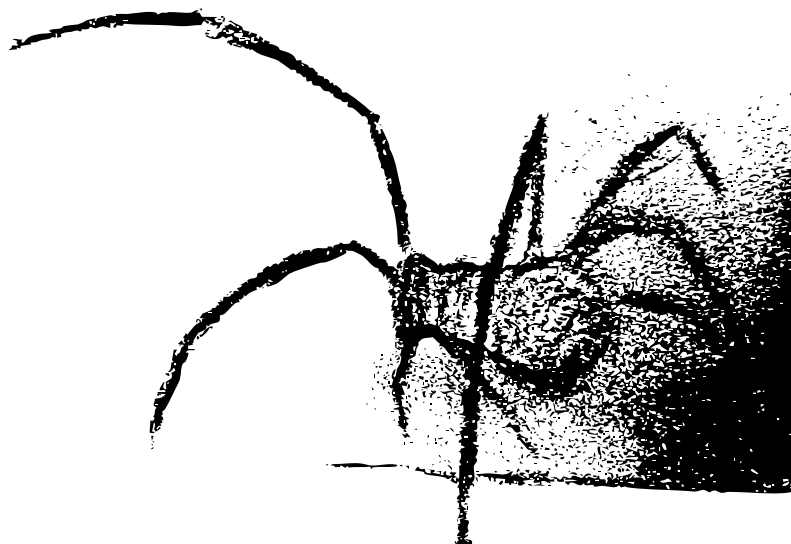
Scheisse, scheisse, scheisse.

Schnell rappelte sie sich auf. «Wo ist die Spinne?!», rief sie entsetzt. Überall lagen Scherben und Glassplitter.

Tara sah sie besorgt an. «Ich weiss es nicht. Bist du okay?»

Anna betrachtete sich. Sie blutete. Einen Schnitt im Finger, zwei weitere an ihrem Arm. Sie begann zu weinen.

Tara schloss sie liebevoll in ihre Arme. «Na komm.» Gemeinsam gingen sie zurück nach oben. Tara verarztete Anna und mit letzten Kräften räumten sie die Scherben weg.



Am nächsten Morgen erwachte Anna mit einem unguten Gefühl im Magen. Sie spürte den Schock des Sturzes noch in ihren Knochen. Müde rieb sie sich die Augen, zog sich an und stapfte ins Wohnzimmer.

Sie brauchte definitiv einen Kaffee. Auf dem Weg in die Küche liess sie ihren Blick durchs Wohnzimmer schweifen. Irgendetwas war komisch. Erneut wanderte ihr Blick durch das Zimmer und blieb an einem dunklen Fleck hängen. Nun entfuhr Anna der Schrei. Das konnte nicht sein. Ungläubig starrte sie das Monster an. Das verdammte Mistvieh war tatsächlich zurückgekommen. Einfach so. Dick und fett und haarig und hässlich klammerte es sich wieder an ihre Wand. Tara kam, durch den Schrei geweckt, ins Wohnzimmer.

«Entschuldige, macht es dir etwas aus, wenn ich schlafe, oder hast du sonst noch ein Problem?»

Anna zeigte wortlos auf das Monster.

Tara keuchte: «Nein.» Ihre Aufregung wurde durch das Klingeln der Haustür unterbrochen. Anna öffnete die Tür.

Ihre Nachbarin stand vor ihr, die Stirn in Falten gelegt. «Hallo zusammen. Ich hoffe, es geht euch gut? Ich habe innerhalb der letzten 24 Stunden zweimal jemanden schreien hören und wollte nur mal nach dem Rechten sehen.» Anna lächelte. «Das ist sehr lieb von dir. Ehrlich gesagt, könnte es uns besser gehen.» Sie zeigte auf das Ungeheuer.

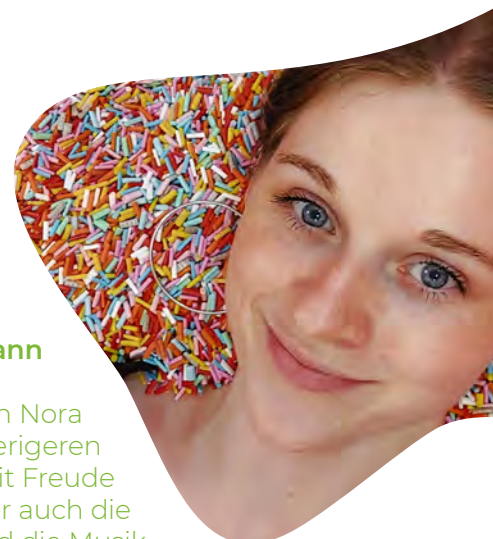
Die Nachbarin begann zu lachen, bewegte sich in Richtung Spinne und nahm das Tier mit blossen Händen von der Wand. Anna unterdrückte ein Kreischen. «Ihr dürft gerne jederzeit bei mir klingeln, solltet ihr wieder einen unerwünschten Besucher haben. Manchmal braucht man einfach etwas Unterstützung.» Die Nachbarin zwinkerte den beiden zu und spazierte zur Tür hinaus.

Zur Entstehung

Diese Erzählung beruht auf wahren Begebenheiten. Kurz nach meinem Einzug bei einer Freundin zwang mich die hässlichste Spinne der Welt in die Knie. Traumatisiert, aber inspiriert, machte ich das Beste daraus. Für mich zeigt die Geschichte: Das Leben wird leichter, wenn wir Angst und kuriose Momente teilen können.

Nora Zimmermann

Neugier und Herausforderungen treiben Nora Zimmermann an. Sie geht gerne den schwierigeren Weg und fragt sich dann später, warum. Mit Freude probiert sie Neues – aktuell Yoga –, schätzt aber auch die Konstanten in ihrem Leben: ihre Liebsten und die Musik.



Widersprüchliche Welten

Von Elena Fankhauser

*Zerstörung. Wohin das Auge reicht.
Der Rauch über der Stadt federleicht.
Vasen zerbrochen, Häuser zertrümmert, Menschen zerdrückt.
Flammen züngeln, zerstören, zischen verrückt.*

Ich liege im Bett, Augen zu, und lächle versonnen.
In der Ferne ein leises Flehen, ich stutze benommen.
Meine Lider springen auf, nun definitiv einen Ruf gehört.

*Die Überlebenden, sie weinen, rufen, schreien empört.
Es knirscht und knallt und kracht.
Dann plötzlich ohrenbetäubende Stille entfacht.
Die Hoffnung auf Zukunft ums Leben gebracht.*

Ich drehe mich auf die andere Seite, vergessen, wer ruft.
Eine angenehme Stille liegt in der Luft.
Ich denke an morgen, an übermorgen.
Und schlafe lächelnd ein, so wohlig geborgen.

Die Kluft

Die Ignoranz aufrechterhaltend wie ein Gewehr.
Doch mit der Zeit wird die Waffe bleischwer.
Zwischen unseren Welten eine Kluft, so gross wie ein Meer.
Was dagegen zu tun ist, weiss ich nicht mehr.
Und ich ... ich fühle mich plötzlich so leer.

Zur Entstehung

Krisen, Konflikte, Kriege. Eine Zeit lang habe ich die Augen davor verschlossen. Der Text spricht das immer wieder aufkeimende Schuldgefühl an, nicht genug informiert und aktiv zu sein. Ebenso die widersprüchlichen Lebensrealitäten und die Absurdität, wie nah und doch so fern diese nebeneinander existieren.



Audio zum Text

Elena Fankhauser

Elena ist morgens kaum ansprechbar, abends hingegen sprüht sie vor Energie – sei es beim Hip-Hop oder im Fussballtraining. Wenn sie dort nicht anzutreffen ist, schaut sie Filme, liest oder stellt last-minute ein Assignment fertig. Ihr Traum: Eines Tages Drehbücher für die grosse Leinwand zu schreiben.



Zwischen Wahn und Wirklichkeit

Von Laila Keller

Die Luft ist dünn. Der Wind pfeift ihr eisig um die Ohren. Der Schnee knirscht unter Kajs schweren Schritten. Immer wieder rutschen kleine Schneebretter vor ihr ab und gleiten den Berg hinunter. Die eisige Luft brennt in den Lungen. Auf ihren Wimpern haben sich glitzernde Eiskristalle gebildet. Wie viele Höhenmeter sie schon hinter sich hat, kann sie kaum einschätzen. Doch bis jetzt ist sie gut vorangekommen und hat bereits das Gipfelager auf 7800 Metern über Meer hinter sich gelassen. So, überlegt sie, müsste sie sich auf circa 7500 Metern befinden.

Während Kaj durch den tiefen Schnee stapft, denkt sie an den Moment zurück, als sie den Gipfel der Annapurna erreicht hatte. Sie, die gerade dreissig gewordene Kaj, stand auf dem zehnthöchsten Berg der Welt im Himalaya.

Die Annapurna, Nahrung spendende Göttin. Gleichzeitig der am seltensten bestiegene Achttausender und aufgrund hoher Lawinengefahr einer der gefährlichsten.

Das Gefühl, ihr Ziel endlich erreicht zu haben, war unglaublich! Doch der Moment war von kurzer Dauer. Wegen des immer stärker werdenden Windes blieb bloss Zeit für ein kurzes Gipfel-Selfie, bevor sich Kaj wieder an den Abstieg machen musste. Ihr Ziel: Camp Nummer III, auf rund 7300 Metern.

Im Lager, das sie beim Abstieg passierte, traf sie auf andere Bergsteigende, die auf ihr Fenster für die Gipfelbesteigung warteten. Beunruhigt erwähnten diese das aufkommende Unwetter und rieten Kaj, hier Rast zu machen. Abwarten und Däumchen drehen, kam für sie jedoch nicht infrage.

So kämpft sie sich weiter durch den hohen Schnee, die Augen konzentriert auf den Boden gerichtet, um keinen falschen Tritt zu riskieren.

Jetzt hebt sie ihren Blick und wird von einem Schwindel erfasst. Um sie herum ist alles weiss. Alles! Wo der liegende Schnee aufhört und der aufgewirbelte anfängt, ist kaum zu erkennen. Was, wenn ich den Pfad für meinen Abstieg nicht mehr finde, fragt sich Kaj panisch. Diesen Gedanken schüttelt sie aber gleich wieder ab. Sie hat schliesslich ihr GPS-Gerät, auf dem ihre Abstiegs-Route eingezeichnet ist. Mit steifen Fingern klaubit sie das Gerät aus ihrer Jackentasche und schaltet es ein. Nach einigen Sekunden leuchtet der Bildschirm schwach auf. Das Display ist grösstenteils weiss – nur ein klei-

ner roter Punkt signalisiert Kajs Position. Sie starrt den roten Punkt an und fühlt sich, als würde ihr das Blut in den Adern gefrieren.

Das Einzige, was sie auf dem Bildschirm sieht, ist dieser eine rote Punkt. Die Route, die ihren Abstieg anzeigen sollte, ist nicht mehr zu sehen. Nein, nein, nein! Kaj drückt wie wild auf dem Display herum, stellt das Gerät nochmals aus und wieder ein. Doch der Weg bleibt verschwunden.

Panik steigt in ihr hoch. Kaj weiss nicht, wo sie sich befindet und wie um alles in der Welt sie von diesem Berg runterkommen soll.

Ihre taub werdenden Zehen machen ihr bewusst, dass sie weitergehen muss. Sie blickt um sich, in der Hoffnung, irgendetwas zu erkennen.

Da! Kaj entdeckt eine markante Felsformation. Diesen Felsen habe ich doch bereits einmal gesehen, denkt sie sich. Sie muss bei ihrem Aufstieg daran vorbeigekommen sein. Entschlossenen Schrittes geht sie auf den Felsen zu. Als sie den Stein erreicht, wird Kaj skeptisch. War sie hier wirklich schon oder bildet sie sich das ein? Sie merkt, wie immer grössere Zweifel an ihr nagen und ihr die Todesangst im Nacken sitzt.

Erneut blickt sie auf ihr GPS-Gerät. Auf dem Display leuchtet immer noch bloss der rote Punkt auf. Mit dem letzten Funken Hoffnung sucht sie zum wiederholten Mal die Umgebung ab. Irgendetwas muss doch da draussen sein!

Da bleibt ihr Blick an einem schemenhaften orangen Umriss hängen. Kaj beginnt zu laufen und steuert so schnell sie kann darauf zu. Beim Näherkommen merkt sie, dass sich die Silhouette stetig von ihr entfernt. Wie kann das sein, fragt sich Kaj und beschleunigt ihre Schritte. Ausser – es handelt sich um einen Menschen. Ein anderer Bergsteiger! Sie nimmt sich die Sauerstoffmaske vom Gesicht und ruft so laut sie kann: «Hallooo, warte auf mich!». Doch die Gestalt geht einfach weiter, dreht sich nicht einmal um. Adrenalin schiesst durch ihren Körper und Kaj legt nochmals an Tempo zu. Doch es scheint unmöglich, den Alpinisten einzuholen. Plötzlich stutzt sie. Vor sich müsste sie doch Stiefelabdrücke sehen. Der Schnee scheint aber komplett unberührt. Wie ist es möglich, dass die Gestalt keine Spuren hinterlässt? Wie sie bei einem Blick über ihre Schulter feststellt, hinterlässt sie selbst deutliche Abdrücke.

Vermutlich verweht der Wind die Spuren so schnell, dass diese rasch wieder verschwinden, denkt sich Kaj und eilt dem Bergsteiger unbeirrt nach. Aus lauter Hast achtet sie nicht mehr darauf, wohin sie tritt, und da geschieht es: Sie rutscht mit dem rechten Fuss auf einer Eisfläche aus und stürzt. «Verdammt!», ruft Kaj, kämpft sich aber gleich zurück auf die Beine und klopft sich den Schnee von den Kleidern.

Sie richtet ihre verrutschte Schneebrille, möchte dem Bergsteiger weiter folgen und hält inne. Die Gestalt ist verschwunden. Weit und breit ist niemand mehr in Sicht. Kaj reisst sich erneut die Atemmaske vom Gesicht und schreit mit aller Kraft um Hilfe. Doch ihr Rufen wird von der Umgebung verschluckt.

Aus purer Verzweiflung rennt sie erneut los, in jene Richtung, in welcher sie den Bergsteiger zuletzt gesehen hat. Schnee dringt in ihre Stiefel und ihr Rucksack hängt gefährlich schief. Das alles nimmt Kaj nicht mehr wahr. Sie will nur diesen Menschen einholen – ohne ihn ist sie verloren.

Wie lange sie so durch den tiefen Schnee gehastet ist, weiss Kaj nicht. Doch plötzlich meint sie, in der Ferne bunte Formen zu erkennen. Sie eilt darauf zu und kann ihr Glück kaum fassen, als sie erkennt, was es sind: Zelte! Vier, fünf, sechs und noch mehr Zelte stehen vor ihr. Lager Nummer III. Sie geht um die Zelte herum: «Hallo, ist da jemand?». Keine Antwort. Dann hört sie das Rascheln eines Reissverschlusses. Ein Mann mit grau meliertem Bart und Wollmütze streckt den Kopf aus einem der Zelte.

«Wo kommst denn du her? Brauchst du Hilfe?» Er blickt Kaj fragend an.

Mit schwacher Stimme antwortet sie: «Ich bin beim Abstieg von der Route abgekommen. Nur dank eines anderen Bergsteigers habe ich den Weg hierhin ins Lager III gefunden.»

«Lager III hast du erreicht. Aber – ein anderer Bergsteiger sagst du?»

«Ja, mit orangem Schneeanzug, er müsste vor kurzem hier eingetroffen sein.»

Stirnrunzelnd blickt der ältere Mann sie an: «Hier ist niemand eingetroffen. Schon seit zwei Tagen ist hier keiner mehr vorbeigekommen.»

Verwirrt mustert Kaj den Mann vor ihr. Kann es sein, dass der Sauerstoffmangel ihr derart zugesetzt hat? Gedanken über Höhenpsychosen und Halluzinationen schiessen ihr durch den Kopf und sie fragt sich: Gab es diesen Bergsteiger wirklich, oder war er nur eine Illusion, herbeigeführt durch ihre Erschöpfung?

Die Luft um sie herum scheint schwerer zu werden, und die Kälte kriecht in ihre Glieder. In den letzten Stunden ist die Grenze zwischen Realität und Fantasie so verschwommen, dass sie sich nicht mehr sicher ist, wo Erstere endet und Letztere beginnt. Kaj zieht sich langsam die Schneebrille vom Gesicht und richtet ihren Blick zum Gipfel der Annapurna. Ein Schauer läuft ihr den Rücken hinab, als ihr bewusst wird, wie knapp sie gerade der eisigen Hand des Todes entkommen ist. Dabei setzt sich eine Frage in Kajs Kopf fest und sie ist sich sicher, dass diese sie ein Leben lang nicht mehr loslassen wird.

Wer hat sie zu Lager III geführt?

Zur Entstehung

Geschichten und Filme über das Bergsteigen faszinieren mich. Kürzlich stolperte ich über das Thema der «Höhen-Halluzinationen» und entschied, dieses in meinem Text aufzugreifen. Wichtig war mir dabei, die Lesenden möglichst ins Geschehen eintauchen zu lassen und lange offen zu lassen, ob die Geschichte in einem Happy-End oder einer Tragödie enden wird.

Laila Keller

Laila Keller (22) arbeitete als Nachrichtenredaktorin bei einem Radiosender. Schreiben ist schon lange eine Leidenschaft von ihr – sei es in Reportagen oder erfundenen Geschichten. Auch beim Radio liebte sie es, mit Worten Bilder entstehen zu lassen.



Findest du nicht auch?

Von Wanaka Emmenegger

Ronja sitzt auf einem Designerstuhl im Café Nova, weit entfernt von der Gemütlichkeit ihrer Couch. Es war ein Fehler, hierher zu kommen. Wie konnte ich nur glauben, dass ich hierzu bereit bin? Ich will dieses Treffen einfach nur hinter mich bringen. Licht fällt durch die grossen Fenster, der Duft von frischem Kaffee liegt in der Luft und leise Musik plätschert im Hintergrund. Doch anstatt sich entspannt zurückzulehnen, rutscht Ronja unruhig auf ihrem Stuhl hin und her.

«Dein Cappuccino mit Hafermilch.» Sein Lächeln wirkt freundlich, doch in seinen Augen liegt eine Spur Unsicherheit. Er stellt die dampfende Tasse vor Ronja ab und setzt sich ihr gegenüber. Ronja erwidert das Lächeln flüchtig und greift erleichtert nach der hellblauen Tasse.

«Danke.» Ihre Hand zittert, als sie die Tasse anhebt und langsam daraus trinkt. Ein paar Schlucke, ein paar Sekunden, in denen sie beschäftigt wirkt. Nachdem sie die Tasse sanft zurück auf den hölzernen Tisch gestellt hat, hebt sie langsam ihren Blick und schaut ihr Gegenüber direkt an. Ihr Herz schlägt schnell und ihr Gesicht fühlt sich zu warm an. Sie sieht, wie sich die Lippen des jungen Mannes bewegen, doch sie hört nur Bruchstücke davon, was er erzählt. Ihr Verstand klammert sich an das Geräusch von Stimmen, das Klappern von Tassen, die Schritte der Menschen, die um sie herum das Café betreten und verlassen. Ihre Augen huschen von einem Tisch zum nächsten: der ältere Herr mit der Zeitung, zwei junge Frauen, die angeregt diskutieren, und die drei Personen in dicken Mänteln in der Take-Away-Warteschlange, vertieft in ihre Smartphones.

«Findest du nicht auch?» Erschrocken von der plötzlichen Ansprache wendet Ronja sich wieder ihrem Date zu, nickt schnell und nuschelt zustimmend. Er redet weiter und Ronja fährt erleichtert durch ihre langen braunen Haare. Dabei bemerkt sie, dass ihre Handflächen feucht sind. Unauffällig legt sie die Hände vor sich auf den Tisch. Dann zieht sie sie zurück und faltet sie unentschlossen auf ihrem Schooss zusammen. Was machen normale Menschen nur mit ihren Händen? Ein leises Vibrieren in der rechten Tasche ihrer Jacke zieht sofort ihre gesamte Aufmerksamkeit auf sich. Wer hat ihr wohl geschrieben? Oder eine neue Story gepostet? Wie von selbst bewegt sich ihre Hand in

die Jackentasche, umschliesst das Gerät, das sich so gewohnt in ihren Fingern anfühlt. Ronja will es herausziehen. Nur einen kurzen Blick aufs Display werfen. Nur ganz kurz nachschauen, ob es etwas Wichtiges ist. «Leg doch mal das verdammte Handy weg!» hört sie in ihrem Kopf die mahnende Stimme ihrer besten Freundin Kim. Erst letzte Woche hat sie Ronja genauso angemockert, als sie zum gemeinsamen Abendessen verabredet waren. Ronja wollte nur kurz auf die Uhr schauen und ganz rasch ein paar Nachrichten beantworten und schon fing sie sich diesen bissigen Kommentar ein. Doch Ronja weiss, dass Kim Recht hat. Also lässt sie das Handy in ihrer Jackentasche und zwingt sich, ihrem Gegenüber ins Gesicht zu blicken. Angestrengt kneift sie die Augen zusammen und dennoch nimmt sie nicht mehr als Stichworte wahr. Norwegen, Nordlichter, Schnee. Er redet wohl über seinen letzten Urlaub. Ronja war noch nie in Norwegen, aber auf Instagram hat sie sich schon stundenlang Fotos und Videos davon angesehen. Schon driften die Gedanken wieder zu dem Telefon in ihrer Jackentasche.

«Bin gleich wieder da.» Der Mann ihr gegenüber schiebt seinen Stuhl zurück und steht auf. Verwundert schaut Ronja ihm hinterher, als er auf die Toiletten-Tür weiter hinten im Raum zugeht. Ihre rechte Hand gleitet sofort in ihre Tasche, zieht das Handy hervor und schaltet es ein.



Erleichtert atmet sie aus. Auf einmal beruhigt sich ihr Herzschlag. Rasch überfliegt sie ihre Nachrichten. Kim will wissen, wie das Date läuft, und jemand hat ihr eine Follow-Anfrage auf Instagram gesendet. Interessiert öffnet Ronja die App und klickt auf das Profil. Der Typ sieht nett aus, denkt sie sich, und nimmt die Anfrage lächelnd an. Dann tippt sie in ihrem Home-Feed die erste Story an. Ihre Freundin Jule hat ein süßes Video von ihrem Hund gepostet. Die nächste Story zeigt ein leckeres Abendessen. Die übernächste einen Sonnenuntergang. Ein Räuspern lässt Ronja hochfahren. Ihr Date sitzt wieder am Tisch. Schnell legt sie das Handy auf ihren Schoß. Zu Ronjas Glück erzählt er direkt weiter von seinen Ferien in Norwegen. So muss sie wenigstens nichts von sich erzählen. Ronja nimmt wahr, dass das Handy auf ihrem Schoß aufleuchtet. Eine neue Nachricht? Vielleicht hat ihr der Typ von Instagram geschrieben? Ihre Finger zucken schon wieder in die Richtung des Geräts. Nur ganz kurz schauen. Vorsichtig nimmt sie das Handy unter dem Tisch in die Hand, ohne den Blick von ihrem Gegenüber abzuwenden. Sie bringt das Gerät so in Position, dass sie die Nachricht unauffällig lesen kann. Als sie das Display einschaltet und nach unten lugt, ist da keine Nachricht. «Screentime: Deine durchschnittliche Bildschirmzeit beträgt diese Woche 6h 25min.» Enttäuscht schaltet Ronja das Display aus und seufzt leise. 6h 25min – das ist ja fast ein gesamter Arbeitstag. «Ronja? Hörst du mir überhaupt zu?» Ertappt fährt Ronja hoch. Er hat sich über den Tisch näher zu ihr gebeugt und schaut Ronja eindringlich an. «Ja - Ja klar. Sehe ich auch so.» Er zieht die Augenbrauen zusammen und legt den Kopf leicht schief. «Du findest auch, dass ich mir dieses Date anders vorgestellt habe, nach dem wir uns beim Chatten so gut verstanden haben?» Der sarkastische Unterton in seiner Stimme ist nicht zu überhören. Ronja spürt, wie ihr die Hitze ins Gesicht steigt. Sie setzt zu einer Antwort an, doch in diesem Moment atmet ihr Gegenüber schwer aus und schiebt seinen Stuhl mit einem dumpfen Geräusch zurück.

«Es ist schon spät. Ich muss los.» Er kramt Geld aus seiner Tasche, legt es auf den Tisch und sagt forsch: «Der Kaffee geht auf mich.» Ronja erhebt sich ebenfalls und eilt hinter ihm aus dem Café. Die Türglocke bimmelt, als die beiden in die kalte Winterluft treten. «Mach's gut, Ronja», sagt der Typ und umarmt sie flüchtig. «Du auch ...», gibt Ronja zurück und stoppt am Ende des Satzes. Ihr fällt noch nicht mal mehr sein Name ein. Er wendet sich ab und geht schnellen Schrittes davon. Noch bevor er um die Ecke gebogen ist, zieht Ronja ihr Telefon hervor, um ihre Nachrichten zu checken. Noch immer nichts Neues. Nur die Screentime-Meldung blinkt nochmal auf. Sie scheint Ronja regelrecht zu verhöhnen. Genervt von dem Ding stopft sie es in ihre Jackentasche und stampft los. Ein bekanntes, dumpfes Gefühl breitet sich in ihr aus. Ich hab' es mal wieder versaut! Warum kann ich nicht einmal die Finger von meinem doofen Handy lassen? Ein Gespräch führen und dem Gegenüber zuhören. Verdammt, es kann doch nicht so schwer sein! Ronja bleibt abrupt stehen und hält inne. Hat da gerade ihr Handy in der rechten Tasche ihrer Jacke vibriert?

Zur Entstehung

Die Erzählung zeigt auf, wie stark das Smartphone unser aller Alltag und zwischenmenschliche Beziehungen beeinflusst. Viele sind sich der Abhängigkeit kaum bewusst – und ich ertappe auch mich selbst und meine Mitmenschen dabei. Die ständige Erreichbarkeit und der Drang, Nachrichten zu checken, führen dazu, dass wir unser Gegenüber ausblenden und uns lieber in die vertraute Online-Welt zurückziehen.

Wanaka Emmenegger

Benannt nach einer Stadt in Neuseeland, ist Wanaka schon immer gerne unterwegs – am liebsten zwischen Ideen, Orten und Abenteuern. Sowohl in ihrem Marketing-Job in der Event-Branche als auch in ihrer Freizeit liebt es die Luzernerin, sich kreativ auszuleben, und ist immer für Neues zu haben.



Baum-Ast-Ring-Frauen

Von Laura-Amadea Feldmann

Ihre Grossmutter kannte ich nie, in meinem Kopf ist sie eine unglaublich starke Mischung aus Baum und Pirat.

Ich bin ihre Grossmutter.

Ich bin die alte, grosse Frau. Mit den knorrigen Baumrinden Händen, welche mit immerwährendem Schmuck wie Äste um die Tasse wachsen. Ihr wisst, wie ich wachsen meine, nicht das Wachsen, wie es ein kleines Kind tut, ein Wachsen, wie es ein Baum macht, der sich mit den Jahren das alte, rostige Geländer einfach aneignet, ganz langsam, unbemerkt und niemals hinterfragt.

Meine grossen, grossen Hände, geziert von Ringen, welche ich schon lange nicht mehr von meinen Astfingern lösen kann, sind so wie die Hände alter Leute halt sind, steif, runzelig, mehr Haut als eigentlich nötig und mit tiefen Furchen. Genauso, wie der Baum sich das Geländer genommen hat, haben meine Hände auch meine Ringe genommen. Zuerst den Verlobungsring, dann den Ehering, dann den Ehering meines Vaters und am Ende den Ehering meiner Mutter. Dieser hat einen winzig kleinen Diamanten, gerade genug gross, um Stein zu sein und nicht Staub.

Ich frage mich, wann ich meine Hände das letzte Mal bewegt habe. Mein Kopf ist noch frisch, ich bin ja auch noch nicht so alt, also das Grossmutter-Ich. Sie, die ich nie kannte und mir hier jetzt einfach aneigne.

Der Erzählung halber.

Meine Hände haben ein Leben lang gearbeitet, Kinder erzogen, Grosskinder erzogen, Kinder geschlagen, Grosskinder geschlagen, aber nur die, die nicht hören wollten, die «Luskinder» und die «Lusgroskinder». Kinder gestreichelt, Grosskinder gestreichelt. Alle, auch die «Luskinder» und die «Lusgroskinder».

Neben mir sitzt mein Mann.

Genau so alt wie ich, ist auch er ein Baum, nicht wegen seinen Fingern, sondern wegen dem Stumpen, der stets an seinen Lippen hängt, so wie Äste an Bäumen. Der Rauch aus seinem

Stumpen erinnert uns still, dass auch wir uns bald in Rauch auflösen, geübt, gelangweilt und ungeachtet lässt er die Asche fallen.

Aber heute ist dieser Baum-Ast-Stumpen-Mann nicht das Thema. Heute hört ihr von mir, der Baum-Ast-Ring-Frau. Ich meine, nie in der Gegenwart existiert zu haben, ein Hier und Jetzt von mir gab es nie, mich gibt es nur im «När, Vori, Hür, Gschwing, Morn, Bald, Nächti, Letzti, wo mr no u wemer de». Die Geschichten von Baum-Ast-Ring-Frauen wie mir findet man nicht. Ich bin meine «Läbtig» lang beschäftigt gewesen damit, dass das Essen auf dem Tisch, die Mutter gepflegt und das Grab vom Vater gehegt ist, dass die Kleinen wachsen, die Wäsche gewaschen, Blumen gegossen, Kuchen gebacken, Küche, Waschküche, Garten, Geld, «Vater soll nicht alles wegsaufen», Gemüse, Windeln, Gott, nicht abstimmen können, abstimmen wollen, abstimmen können, abstimmen gehen.

Als Baum-Ast-Ring-Frau war ich nie eine eigene Person, ich bin Mutter, Grossmutter, Ehefrau. Ich habe nie allein existiert, ich bin nur dazu da, andere abzustecken, einzugrenzen, zu umringen. Vier Kinder habe ich als Mutter umringt, mein Bauch hat sich schützend um sie gelegt, angezeigt: Hier wächst etwas! Ihr wisst, wie ich wachsen meine, wachsen wie es ein kleines Kind tut. Stück für Stück sind sie aus mir herausgewachsen, wie das rostige Geländer im Baum, nur umgekehrt, laut, schnell, mit Geschrei und der Nabelschnur um meinen Hals.

Ich gehe nur so weit wie die Menschen rund um mich herum gehen, meine Umarmungen sind Geländer für andere, meine Baum-Ast-Ring-Hände gibt es nur, wenn sie arbeiten, die Hand meines Mannes halten, die Köpfe der Kinder, Grosskinder, «Luskinder», «Lusgroskinder» streicheln, wenn sie Essen auf den Tisch stellen, die Mutter pflegen, das Grab vom Vater hegen, die Wäsche waschen, Blumen giessen, Kuchen, Küche, Waschküche, Garten, Geld, Vater, Gemüse, Windeln, beten ... Ihr wisst, worauf ich hinauswill. Ein Leben lang dauerte es für mich, herauszufinden, wer ich bin, merkte ich doch nie,

dass ich bin. Wie soll ich mich selbst sehen, wenn mich doch nie jemand gesehen hat, «minereinig» wird nicht gesehen und erst jetzt, jetzt wo es mir verdächtig spät vorkommt, merke ich, dass auch ich bin. Dass ich mehr bin als nur meine arbeitenden Baum-Ast-Ring-Hände, dass in dieser Baum-Ast-Ring-Frau kein Geländer verwachsen ist, welches mich zum Hierbleiben zwingt, sondern ich selbstständig stehen kann.

Mich hat also nie etwas hiergehalten. Ich hätte die Möglichkeit gehabt, aufzustehen, zu gehen, mich selbst zu sein, keine Projektion, mehr als ein Rand, und doch bin ich wie angewurzelt stehen geblieben und hier bin ich jetzt noch, neben meinem Baum-Ast-Stumpen-Mann, starre in den Rauch und ich erlaube mir keine Was-wäre-wenns, denn so, wie sich die Ringe nicht mehr von meinen Fingern lösen, so kann ich mich nicht mehr von dieser Bank lösen, ohne die Hilfe eines meiner Geländer-Kinder. Jetzt ist die Bank mein Geländer, umringt mich, hält mich und zeigt an, bis wohin ich gehe. Und bald gehe ich weiter mit dem Rauch und falle als Asche auf den Boden.

Ich bin ihre Grossmutter, du hast mich nie gekannt, und doch weisst du, wer ich bin.

Zur Entstehung

Dieser Text ist entstanden aus Erzählungen und deren Lücken, aus Textfetzen, welche in meinen Notizen verstaubt sind und einer Écriture automatique, in welcher ich verzweifelt gegen meine Schreibblockade ankämpfte.



Audio zum Text

Laura-Amadea Feldmann

Laura schreibt gerne, aber viel zu selten, ist der Küche entflohen und lebt jetzt irgendwo zwischen Theater, Fahrradsattel und Clubtüren und genießt die Sonne lieber im Schatten.



Ein brennendes Verlangen

Von Fabienne Kaufmann

Leise fängt es an zu knistern.
Die Hitze ist spürbar.
Ihm wird warm ums Herz.
Das ist Glückseligkeit.

Das hell leuchtende Gelb wird von Orange umschlungen, und wenn man genau hinschaut, erkennt man sogar Blau und Rot. Es tanzt förmlich. Von rechts nach links bewegt es sich in schlangenförmigen Linien und sorgt so für ein Kribbeln in Lukas' Bauch. Der Geruch von Seelenfrieden, Lust und Kontrolle liegt in der Luft. Lukas atmet ihn tief in seine Lunge ein. Ein Rausch erfasst seinen ganzen Körper. Sein Herzschlag beschleunigt sich, alles fängt an zu pulsieren. Euphorie macht sich breit, und Lukas versinkt in seinem Traum. Das Feuer erfüllt ihn vollkommen.

Schweissgebadet wacht Lukas auf. Seit sein Vater verstorben ist, lässt ihn dieser eine Traum nicht mehr los. Das Feuer. Mit der Grabkerze seines Vaters hat alles begonnen. Die in einem roten Gefäss stehende Kerze zog den Blick des damals siebenjährigen Lukas auf sich. Das warme Licht, das den Wachs langsam zum Schmelzen bringt, war atemberaubend. Immer wieder fährt er so nah wie möglich mit dem Finger über die Flamme. Das Spielen mit dem Feuer erweckt etwas in Lukas. Auch seiner Mutter ist diese Freude nicht entgangen. Des Öfteren bringt sie ihm daher nach der Arbeit Kerzen nach Hause. Sie glaubt, das Licht schenke ihm Wärme in den jetzt so dunklen Zeiten. Immer wenn Lukas sich allein fühlt, zündet er eine Kerze an und betrachtet sie. Er beobachtet sie von nah und fern und schaut ganz genau hin. Je älter er wird, desto experimentierfreudiger wird er. Mit Haarspray macht er die Flamme grösser. Sogar Abfalleimer und ganze Tonnen katapultiert er heimlich in die Höhe. Die darauffolgende Entspannung, dieser innere Frieden, etwas in Flammen aufgehen zu lassen, macht Lukas glücklich.

«Dieser Weirdo» oder «Du bist sowas von geistig behindert» sind nur einige der vielen Kommentare, die Lukas durch seine Schulzeit verfolgen. Zu Hause, da fühlt er sich sicher. Doch nur bis er die

Augen schliesst. Dann überkommt ihn die Lust, und er fängt an zu träumen. Der Traum, einen Schritt weiterzugehen. Der Traum, etwas Mächtigeres in Asche zu verwandeln. Er weiss, dass seine Fantasien fernab der Realität liegen. Tiefer drückt er sein verbotenes Verlangen hinunter. Er darf dieser Stimme nicht nachgeben.

Allein verbringt er Tag und Nacht in seinem Zimmer. Nur er und die Kerzen. Seine Mutter arbeitet viel und ist oft nur wenige Stunden zu Hause. Gerade gegen Ende des Monats muss im Hause Meier jeder Rappen zweimal umgedreht werden. Gleichzeitig bricht Lukas Lehre um Lehre ab. So kann es nicht weitergehen. Seine Mutter meldet ihn für ein Vorstellungsgespräch bei einem Schreiner an. Schnell merkt Lukas, dass er sich für das Material und die Arbeit dahinter interessiert. Doch auch diese Chance vermasselt er. Voller Enttäuschung klopft Lukas Mutter an seine Zimmertür.

«Willst du mir etwas erzählen?»

«Das hat dich nicht zu belasten», antwortet er kalt. Sie will es verstehen, doch er blockt jegliche Versuche ab. Dass seine Gelüste die Ursache der Entlassung sind, darf sie nicht erfahren. Während der Arbeit hat das Restholz aus Birke seine Aufmerksamkeit gefangen und er hat die Kontrolle verloren. Er musste es anzünden. Scham macht sich in seinem Körper breit. Er greift zur Flasche. Schluck um Schluck werden seine Schuldgefühle weggespült. Doch jeder Tropfen wirkt wie Brennstoff für seine innere Stimme. Die Stimme, die ihn zwingt, seiner grössten Lust nachzugehen. «Hol dir die Kontrolle zurück», flüstert sie immer wieder. Vor seinen Augen erscheinen Bilder von lichterloh brennenden Gebäuden. Zischen und Knistern als Hintergrundmusik. Er hat das Zepter in der Hand. Er bestimmt über sein Feuer. Mit allen Kräften kämpft er gegen diesen unglaublichen Drang. Doch das Feuer zieht ihn magnetisch an. Er ist wehrlos.

Mit Öl, alten Küchenlappen, einer Menge Zeitungspapier, einem Seil, Benzin und seinem Feuerzeug im Rucksack verlässt er auf Zehenspitzen sein Zuhause. Die kalte Luft lässt seine Nasen-

spitze gefrieren. Lukas verschmilzt mit der Dunkelheit der Herbstnacht. Einzig der Mond erzeugt einen kleinen Lichtschimmer. Einmal quer durch das kleine Dorf findet er einen alten Schuppen. Schon lange steht er leer, und niemand kümmert sich darum. Die Tür knarzt beim Öffnen leicht. Mit der Handytaschenlampe erkennt er Tisch, Stühle und vereinzelt Möbel, die unter einer Staubschicht verborgen sind. In jeder rechtwinkligen Ecke des Schuppens platziert er sieben Zeitungsseiten, die er zuvor in Öl getränkt hat. Die alten bunten Lappen seiner Mutter verteilt er gleichmässig. Neben der linken Tür formt Lukas einen Haufen. Er nimmt das Seil aus dem Rucksack und benässt es mit Benzin. Das eine Ende deponiert er unter dem Haufen. Wie feiner Regen lässt Lukas das Benzin über den ganzen Boden rieseln. Er verlässt den Schuppen durch die Hintertür. Seine Muskeln verkrampfen sich, die Lust brodeln in ihm. Ein heisser Schauer durchfährt seinen Körper. Ob das das Richtige ist? Gedanken wirbeln in seinem Kopf herum und wühlen Vergangenes auf. Doch letztlich formt sich alles zu einer Konklusion. Für ihn gibt es nur einen Ausweg. Das Feuerzeug in der rechten Hand und das nach Benzin riechende Seil in der linken Hand – nur Millimeter trennen die Flamme vom Entfachen. Seine kaltschweissigen Hände zittern. Vielleicht sollte ich es doch lassen ... Ein Flüstern in seinem Kopf, doch das Verlangen übertönte jede Vernunft. Er schliesst die Augen und holt tief Luft. Der Geruch von Heimat steigt langsam in seine Nase. Als er sie wieder öffnet, sieht er, wie sich die Flamme langsam vermehrt. Erleichterung erfasst seinen Körper, und er lässt sich von den Farben in der Ferne verzaubern. Ein breites, fast wahnsinniges Lächeln huscht über sein Gesicht.

«Hallo?», klingt es plötzlich aus dem Schuppen. Sein Herz rutscht ihm in die Hose. Das Feuer spricht mit ihm. Er reibt sich die Augen, schlägt sich mehrmals auf den Kopf, aber die Stimme ist immer noch zu hören. Halluziniere ich? Ist das real? Lukas weiss nicht mehr, wo oben und unten ist. Mit zitteriger Stimme stottert er vor sich hin: «Hallo?»

«Hilf uns!» Die Stimmen werden lauter, kräftiger. Seine Brust zieht ihn nach vorne. Er ist sich sicher, das Feuer ruft ihn zu sich. Schritt für Schritt nähert er sich dem brennenden Schuppen. Seine ganze Aufmerksamkeit liegt auf dem glühenden Spektakel. Mit steigender Hitze wächst seine Euphorie. Er fühlt sich angekommen und wohl, so nah bei den Flammen. Ein warmes Gefühl umschliesst sein Herz, und er fängt an zu tanzen. Er tanzt zum ersten Mal mit dem Feuer und wird eins mit seinem grössten Verlangen.

«Sind Sie Frau Meier?»

«Ja, wieso?» Zwei Beamte stehen vor ihrer Haustür. «In der Nacht auf heute ist bei einem Schuppen ein Feuer entfalt. Dabei kamen drei Personen ums Leben. Einer davon ist Lukas ...»

Zur Entstehung

Ich interessiere mich sehr für Psychologie und True Crime. Mein Text vereint beides und taucht in den Kopf eines Jungen ein, dessen verborgenes Verlangen schliesslich zur tödlichen Realität wird. Besonders reizvoll fand ich es, Spannung aufzubauen und mit einem eher unerwarteten Wendepunkt zu enden.

Fabienne Kaufmann

Ob auf der Bühne, vor der Kamera oder am Flughafen-Gate – Fabienne Kaufmann ist immer in Bewegung. Sie tanzt für ihr Leben gerne, schlüpft vor Publikum ab und zu in andere Rollen und reist mit einer Extraportion Neugier durchs Leben. Hauptsache, es wird nie langweilig.



Krieger ohne Ketten

Von Sheyla Spiess

Die Dämmerung lag über Stockholm, während sich das grelle Computerlicht wie ein Schleier über sein Gesicht und das schütterte, braune Haar legte. Für viele war die Nacht eine Zeit der Stille und Einsamkeit, doch wenn sie in Glens Zimmer einkehrte und er im Zwielicht seiner Bildschirme und Beatmungsgeräte lag, fühlte er sich lebendig. So wie das Licht in der Nacht im Schatten verschwand, so spürte er, wie seine Muskeln langsam schwanden. Sein Körper glich einem Gefängnis. Doch sobald die Finsternis alles einhüllte, löste sich die Realität auf. Dann trat er ein in eine Welt, die er selbst gewählt hatte.

In der grenzenlosen Welt des Online-Spiels «World of Warcraft» wurde Glen zu Lord Ibelin, einem Krieger ohne Ketten, stark und unabhängig. Mit Ibelin war alles möglich. Durch ihn war er kein Krüppel, nicht das Opfer seiner Krankheit, sondern er verkörperte Mut, Stärke und ja, sogar Muskeln. Alles, was sein eigener Körper ihm zusehends verwehrte. Das Spiel war für ihn mehr als nur ein Zeitvertreib. Es war sein Leben, sein Zuhause, seine Flucht aus der Realität.

Wie zu Beginn jedes Spiels spürte er das vertraute Kribbeln in seinen Beinen und den Drang, einfach loszurennen. Also rannte er – durch die lichtdurchfluteten, majestätischen Wälder Azeroths, die sich vor ihm wie eine grenzenlose Welt öffneten. Er lauschte dem leisen Plätschern der Bäche, dem fröhlichen Zwitschern der Vögel und verankerte jeden Klang und jede Bewegung in seiner inneren Welt.

Täglich um 23 Uhr traf er sich mit Thalion unter der grossen Tanne am Rande des Stadttors. Sie war eine Kriegerin mit unerschöpflichem Mut und einem riesigen Herzen. Mit ihr fühlte er sich unbesiegbar und er glaubte, ihr ging es genauso. Zwischen Kämpfen und Abenteuern vertraute sie ihm manchmal Dinge an, die sie im echten Leben beschäftigten. In diesen Momenten war er nicht Lord Ibelin, sondern einfach Glen, ein Freund, dem sie ihre Sorgen anvertrauen konnte. Manchmal kam ihm der Gedanke, wie seine Online-Freunde reagieren würden, wenn sie wüss-

ten, wer er wirklich war. Würden sie ihn noch akzeptieren? Hätten sie Mitleid mit ihm? Denn als Kranker angesehen zu werden, das war das Letzte, das er wollte. Nicht auch noch hier. Deshalb erzählte er niemandem von Duchenne, dem Monster, das ihn immer mehr bezwang. Doch es gab eine Ausnahme: sein Blog. Unter dem Pseudonym Graf Yldis teilte er seine Gedanken mit der Welt. Er verfasste Texte über die Einsamkeit, die Krankheit und das Gefühl der Freiheit, das er als Lord Ibelin verspürte.

«Ibelin, wir müssen den Drachen bekämpfen!» Die Nachricht von Thalion riss ihn aus seinen Gedanken. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus und der Kampfgeist in ihm stieg. Sein Blick wanderte über die digitalen Gesichter seines Teams: tapfere Krieger, listige Schurken und mächtige Magier. Gemeinsam waren sie unbesiegbar. Nach einem langen Kampf, Schlag um Schlag, sank der Drache schliesslich zu Boden. Sie hatten gesiegt und der Chat explodierte vor Jubel! «Ibelin, du bist der Grösste!», schrieb Thalion begeistert. In diesem Moment fühlte er sich wie ein wahrer Sieger. Stark, respektiert, geliebt und geschätzt.



Wie aus dem Nichts durchfuhr sein Körper plötzlich ein Zittern. Seine Hände begannen zu beben, seine Augen flatterten und das Atmen fiel ihm mit jedem Atemzug schwerer. Alles um ihn herum nahm er nur noch als blassen Schatten wahr. Das Piepsen der Monitore dröhnte in seinen Ohren und erinnerte ihn an den Klang eines Kanons, bis sich alle zu einem einzigen Ton synchronisierten und völlige Dunkelheit um ihn herum hereinbrach. Als er wieder zu sich kam, lag er regungslos da, gefesselt von Kabeln und Schläuchen, die ihm zwar Luft gaben, ihm jedoch das letzte Fünkchen Selbstbestimmung raubten.

Sein Arzt erklärte ihm in unverständlichem Fachjargon, dass er eine Atemkrise erlitten hatte, die zu einer Herzrhythmusstörung geführt hatte.

«Das kann besonders bei starker Belastung und im fortgeschrittenen Stadium auftreten», erklärte er.

Der Blick des Arztes durchdrang Glens Körper, als ob er die Schwere der Lage nicht begreifen würde.

«Ich möchte Sie gerne eine Woche hierbehalten. Nur um sicherzustellen, dass Ihre Sauerstoffsättigung stabil bleibt.»

Die Zeit im Krankenhaus verging quälend langsam. Immer wieder wanderten Glens Gedanken zu seinen Freunden, die er seit Tagen nicht mehr gesehen hatte. Was dachten sie jetzt, wo er so lange fort war? Fragten sie sich, ob er zurückkehren würde, oder hatten sie ihn bereits vergessen? Ein Gedanke keimte in ihm auf: Sie müssen die Wahrheit erfahren!

Nach einer Woche im Krankenhaus war er wieder zu Hause. Er rollte an seinen Computer, öffnete seinen Blog und begann zu tippen. Mit jedem Satz, den er schrieb, spürte er, wie er die Mauern durchbrach, die er um sich herum gebaut hatte. Er teilte die Wahrheit über sein Leben, nicht als Lord Ibelin, nicht als Graf Yldis, sondern als Glen. Er erzählte von den Kämpfen, die er seit seinem zehnten Lebensjahr austrug, von den Freunden, die er in Azeroth fand und vom Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein.

Er zögerte einen Moment, bevor er den Blog-Eintrag veröffentlichte und an all seine Freunde aus Azeroth verschickte. Sein Herz pochte. Jetzt war der Moment gekommen, in dem ihn alle so sehen würden, wie er wirklich war. Seine zitternde Hand wanderte zur Maus, er klickte auf den Senden-Button und die Nachricht flog hinaus wie ein Pfeil in die Dunkelheit. Sekunden, Minuten und Stunden verstrichen.

Während er schlief, leuchtete eine Nachricht von Thalion auf seinem Bildschirm auf. Doch Glens Augen blieben geschlossen und er sollte ihre Worte nie mehr lesen. In dieser Nacht endete sein Kampf. Er legte seine Last ab. Endlich war er frei.

Zur Entstehung

Ich habe eine Doku über einen Mann gesehen, der an Duchenne-Muskeldystrophie litt und sein Leben grösstenteils in der Online-Welt verbrachte. Trotz seiner körperlichen Einschränkungen fand er dort Wege, aktiv zu sein, Leute kennenzulernen und einfach sich selbst zu sein. Wie er mit seiner Situation umgegangen ist, fand ich echt beeindruckend.

Sheyla Spiess

Sheyla Spiess arbeitet als Social Media Managerin in einer Agentur. In ihrer Freizeit verwandelt sie Rüebli in Lachs, verbringt den Winter am liebsten in den Bergen und tanzt bei guten Hip-Hop-Konzerten die Nacht durch. Wenn sie auf dem Heimweg noch ein Büsi streicheln kann, ist ihr Tag eine 10/10.



Die Wahrheit liegt in deinem Spiegelbild

Von Jule Metzger

Mutter und Tochter sitzen nebeneinander am Esstisch und schneiden Gemüse für das Abendessen. Der Vater sitzt gegenüber und liest Zeitung. Hinter dem Vater hängt ein grosser Spiegel an der Wand, in welchem sich das Spiegelbild der Tochter, aber nicht das der Mutter abzeichnet.

MUTTER: Schätzchen, pass auf, wenn du die Gurke schneidest, nicht dass du dir noch in den Finger schneidest.

TOCHTER: Ist gut, Mama, ich denke, ich schaffe es gerade so eine Gurke zu schneiden, ohne mich zu verletzen.

Während die Tochter schon anfängt, die Gurken zu schneiden, DER VATER ZUR MUTTER, ohne den Blick von seiner Zeitung zu lösen: Ich möchte heute keine Gurken in meinem Essen, lasst sie weg.

MUTTER: Oh, natürlich.
Tochter verdreht die Augen.

MUTTER ZUR TOCHTER: Schätzchen, gib mir doch bitte das grosse Messer, dann schneide ich schonmal die Tomaten stattdessen.

TOCHTER: Ist schon in Ordnung, lass mich einfach die Tomaten schneiden, du machst die Stückchen doch sowieso immer viel zu gross.
Scherzhaft stupst die Tochter ihre Mutter mit dem Ellenbogen an.

VATER ZUR TOCHTER, ohne den Blick von seiner Zeitung zu lösen: Gib deiner Mutter das Messer.

TOCHTER (schon sichtlich genervt): Ich denke nicht, dass unbeteiligte Personen sich in den Kochprozess einmischen sollten.

Die Mutter zuckt heftig zusammen.

VATER ZUR TOCHTER (zum ersten Mal den Blick von der Zeitung lösend): Ich denke nicht, dass Personen, welche ihren Stellenwert in diesem Haushalt nicht kennen, sich in eine Konversation zwischen Erwachsenen einmischen sollten.

Das Spiegelbild der Tochter schüttelt den Kopf und blickt die Tochter über die Schulter des Vaters direkt an.

SPIEGELBILD: Nun sag es ihm endlich. Sag ihm, wie sehr du ihn verabscheust. Sag ihm, wie sehr deine Mutter ihn insgeheim verabscheut. Sag ihm, wie sehr die ganze Welt ihn verabscheuen würde, wäre sie nur in der Lage, sein wahres Gesicht zu sehen.

TOCHTER: Hör auf, dich schon wieder einzumischen! Du hast keine Ahnung, was passiert, wenn ich das tue.

SPIEGELBILD: Du auch nicht, und wir werden es auch niemals herausfinden, wenn du es nicht endlich wagst.

TOCHTER: Wenn du nicht sofort aufhörst zu reden ...
Die Tochter umklammert das grosse Messer, welches sich noch immer in ihrer Hand befindet.

SPIEGELBILD: Oh, sie wird langsam wütend, sehr gut. Seit Monaten heulst du mir die Ohren damit voll, wie gerne du dich doch endlich wehren würdest, wie gerne du dich und deine Mutter endlich vor diesem elendigen Schicksal, diesem elendigen Menschen, befreien möchtest. Nun hast du endlich die Chance. Ergreif sie!

TOCHTER: Was meinst du mit Chance?
Das Spiegelbild der Tochter erhebt im Spiegel die Hand, welche noch immer fest das grosse Messer umklammert. Langsam schwenkt sie es in Richtung des Vaters, lässt es erst über seinem Kopf kreisen und zeigt schliesslich direkt auf dessen Halsschlagader. Dabei lächelt es süffisant.

TOCHTER (stammelnd, sichtlich aus der Fassung gebracht): Nein, nein, nein, ich kann nicht.

SPIEGELBILD: Feigling! Tu nicht so, als hättest du nicht auch schon daran gedacht.

TOCHTER: Hör auf.

SPIEGELBILD: Als hättest du nicht schon daran gedacht, wie schön eure Leben ohne ihn wären, wie frei ihr wärt und wie viel Spass ihr ohne ihn hättet.

TOCHTER: Hör auf!

SPIEGELBILD: Als hättest du nicht schon daran gedacht, wie es sich anfühlt, wenn sein lebloser, machtloser Körper vor dir liegt. Wie das Blut langsam, aber doch viel zu schnell, seinen Körper verlässt und nur noch seine hässliche Hülle übrig bleibt. Wie du diejenige wärst, die es vollbracht hat und wie gut sich dies doch anfühlen würde. Wie gut es sich anfühlen würde, die Kontrolle über dein eigenes Leben zurückzuerlangen, wie gut es sich anfühlen würde, endlich wieder eine Familie zu sein ...

TOCHTER (unterbricht schreiend ihr Spiegelbild): Ich sagte, hör auf!

Die Tochter schmeisst das Messer in die Richtung ihres Vaters. Die Klinge verfehlt ihn nur knapp, sticht jedoch direkt in die Mitte des Spiegels ein.

Der Spiegel zerbricht klirrend in tausend Teile und mit ihm, das Spiegelbild der Tochter.

Für einen kurzen Moment ist es ganz still. Die Mutter beginnt leise, die Scherben aufzusammeln, welche überall um und auf dem Esstisch liegen.

Der Vater springt auf, packt den Kopf der Tochter und drückt diesen heftig auf den Esstisch.

VATER (zur Tochter): Du undankbares Miststück! Ich hätte dich zur Adoption freigeben sollen, als ich noch die Möglichkeit dazu hatte. Was denkst du eigentlich, wer du bist?

TOCHTER (stammelnd): Ich ... ich weiss nicht. Es ... es tut mir leid.

VATER (weiterhin den Kopf der Tochter auf den Tisch pressend): Du weisst nicht? Es tut dir leid? Mir tut es leid, dass deine Mutter dich Ausgeburt des Teufels persönlich ertragen muss.

Die Mutter sammelt weiter stumm die Scherben vom Boden und dem Esstisch. Eine grössere Scherbe liegt direkt neben dem Kopf der Tochter. In ihr zeichnet sich das Spiegelbild der Tochter ab. Eine Träne läuft über die Wange ihres Spiegelbildes.

SPIEGELBILD: Nun hast du sie verpasst. Deine einmalige Chance.

Zur Entstehung

Die innere Stimme, der innere Konflikt. Etwas, das jeder in irgendeiner Form erlebt. Sie zu hören, zu erkennen oder zu verstehen ist nicht immer einfach. Versuchen wir dies bei anderen Personen als uns selbst, scheint es sogar fast unmöglich. Eine Gedankenebene, die nur erahnt oder in schriftlicher Form entdeckt werden kann.

Jule Metzger

Jule ist meistens unterwegs, gelegentlich mal in der Uni und hat dabei fast immer eine Tasse Kaffee in der Hand. Zwischen Bern und Kreuzlingen pendelnd, schreibt sie auf, was ihr so durch den Kopf fliegt – dabei ist sie privat deutlich unbeschwerter, als ihre Texte vermuten lassen.



Gib mir einen Grund

Von Manuela Maushart

Gründlich überlegt, gründet mein Missmut in der Tiefe
meiner Suche nach dem Grund der Gründe, die mich riefen.

Grundlos wandle ich umher, blind und ohne Mut
bodenlos, mich hält nichts mehr, ergründe meine Wut.

Schwebe über Scherben – Haufen, oberflächlich, stumpf.
Unverhofft auf Grund gelaufen, um mich rum nur Sumpf.

Festgefahren, ausgebremsst, kein Ausweg, den ich seh'.
Der Grund, er hält mich fest und will, dass ich zu Grunde geh'.

Ich halte meine Luft an, schliess' die Augen, lasse los,
die Nässe hüllt mich ein, und sie versetzt mir einen Stoss.

Gründlich überlegt, gründet mein Missmut in der Tiefe
des Grundes für die Suche nach den Gründen, die mich riefen.

Untergründig, schleierhaft, so trüb und ohne Licht,
Oberfläche schwindet und verliert sich aus der Sicht.

Die Dunkelheit wird warm, sie öffnet langsam ihren Schlund,
ihr Abgrund tut sich auf, als dann ihr Ruf nach mir verstummt.

Eine Sekunde stilles Nichts, kein Herzschlag, keine Wärme.
Bis greller Schein mein Ich durchbohrt, Druckwelle voller Sterne.

Und alles um mich pfeifend kalt und hell und stechend laut,
ein Hintergrund aus Bergen sich um mich herum aufbaut.

Gründlich überlegt, gründet mein Missmut in den Höhen,
die tiefem Fall zugrunde liegend mit Verhängnis drohen.

Abgründig, mich hält kein Seil, verhängnisvoller Hang.
Der Grund vereist und abfallend, vom Schwindel wird mir bang.

Abhängig vom eisig kalten Wind, der mich umpfeift,
bis unbegründet guter Mut mein lautes Herz ergreift.

Grundloses Nichts, ich blick' hinab, ich halt' den Atem an,
ich schliess' die Augen, lasse los und springe, kopfvoran.

Ich tauche auf, das Wasser süß, der Sumpf jetzt klarer See,
es gibt bestimmt ein nächstes Mal, dass ich zu Grunde geh'.

Gründlich überlegt, gründet mein Grund in meinem Mut,
der ruft, um zu ergründen, was noch alles in mir ruht.

Zur Entstehung

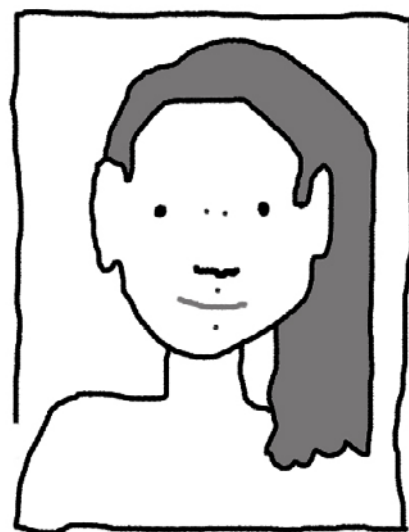
«Gib mir einen Grund» ist die semantische Auseinandersetzung mit dem Wort «Grund» und den Schnittmengen in seiner Doppeldeutigkeit. Der Grund als Boden, Basis und tiefste Ebene eines Gewässers läuft nahtlos in den Grund als Motivation, Ziel und Beweggrund. So entstand ein Text, in dem das Höchste und das Tiefste, das Innerste und das Äusserste miteinander verschmelzen.



Audio zum Text

Manuela Maushart, 1994 in Solothurn geboren, arbeitet als Technikerin in der Event- und Unterhaltungsbranche. Dank ihrer langjährigen Begeisterung für Kunst, Philosophie und Psychologie und ihrem Hintergrund in Grafik erforscht sie in ihrer Freizeit leidenschaftlich künstlerische Ausdrucksformen.

Manuela Maushart



Epik | Erzählung

Der Verrat

Von David Widmer

Das offene Feuer loderte in der Küche vor sich hin. Es war gerade nichts auf dem Herd, doch Chaled liess die Glut nie ausgehen. In der Ferne schlug eine Bombe ein. Seit Tagen schlug die israelische Armee härter zu. Schon frühmorgens brannte die Sonne gnadenlos. Wo blieb Raffa nur? Seine Tochter war zwar schon fünfzehn, aber in seinen Augen eben erst fünfzehn. Und jetzt war sie eine ganze Nacht lang weggeblieben. Wusste sie nicht, welcher Gefahr sie sich dabei aussetzte? Bait Lahiya, seine Stadt im Norden des Gaza-Streifens, war ein Hamas-Nest und dementsprechend besonders im Fokus der Israelis. Chaled verstand dies ein Stück weit, denn für die Hamas hatte auch er nur Verachtung übrig. Sollten die blutrünstigen Männer mit Bart und Kalaschnikow doch in ihren Tunnels verrotten. Aber an diesem Morgen plagte ihn nur ein Gedanke: Raffa.

«Geh doch nach Hause, wenn du Schiss hast, Raffa!» Abdullah verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Zwei Augen, tiefschwarz, funkelten sie neckisch an.

«Hättest wohl gerne. Ich glaube, ich weiss, wer heute Nacht als Erstes die Hosen voll hat.» Raffa fühlte sich wohl unter ihren Freunden. Seit dem 7. Oktober war alles schwieriger. Ihre Freunde gaben ihr Halt, während ihr Vater ihr fremd wurde – alles verboten, alles gefährlich. Sie war kein Kind mehr! An diesem Abend aber konnte sie sich davonstehlen. Endlich wieder einmal. Die alte Turnhalle war ein guter Treffpunkt für die Gruppe Jugendlicher. Rundherum beinahe alles zerbombt, die meisten Menschen in Richtung Süden geflüchtet. Genauso, wie es die Drecks-Juden wollten. Raffa war überzeugt, dass Israel im Grunde nur ein Ziel hatte: Gaza auslöschen. Doch daran wollte sie jetzt nicht

denken. Sie freute sich auf die Nacht. Abdullah war gleich alt wie sie. Seine markanten Wangenknochen, die schwarzen Bartstoppeln und die warme Stimme zogen sie magisch an. Für ihn würde sie alles tun.

Chaled versuchte, etwas zu essen, doch bereits der erste Bissen würgte ihn. Seine Sorgen um Raffa zerfrassen ihn beinahe. Der letzte Mensch, auf den er so lange gewartet hatte, war Raffas Mutter Fatima gewesen, seine Ex-Frau. Damals, vor vier Jahren, hatten sie zwar noch zusammengelebt, obwohl die Liebe längst erloschen war. Dass Fatima mit der Hamas sympathisierte, hatte Chaled nie verstehen können. An jenem Abend war sie ins Freitagsgebet gegangen und danach nicht zurückgekehrt. Die israelische Rakete hatte das Fahrzeug mit dem ranghohen Hamas-Mitglied zielgenau getroffen. Alle Insassen waren sofort tot gewesen – auch Fatima. Chaled hatte den Tod seiner Ex schnell verarbeiten können. «Zur falschen Zeit mit den falschen Menschen am falschen Ort.» So rational sah er das. Raffa war da anders. Emotionaler, mit viel mehr Unverständnis, Wut, Verzweiflung. Wahrscheinlich hatte seine Tochter schon damals begonnen, sich innerlich von ihm zu entfernen. Chaled musste sie suchen, sie zurückgewinnen, bevor es zu spät war.

Sein Smartphone vibrierte. Eine Nachricht von shimon6star hätte ihn vielleicht wenigstens ein bisschen aufgeheitert. Aber es war nur ein weiterer Push-Alert der Israelis, die eine ihrer Bodenoffensiven ankündigten. Kein gutes Zeichen.

«Kommt schnell, ich habe was gefunden!» Abdullahs Stimme überschlug sich fast vor Aufregung. Raffa war als Erste bei ihrem Schwarm, der Rest der Gruppe trottete hinterher.

«Da bin ich ja mal gespannt. Mehr als 'ne verdorrte Eidechse wird's ja wohl kaum sein», nahm sie ihn hoch und schaute ihm dabei tiefer in die Augen, als sie es eigentlich beabsichtigt hatte.

«Nein, ehrlich. Ich glaube, ich bin auf einen Tunnelleingang gestossen.» Die Worte klangen nach Abenteuer, doch Raffa hielt gedanklich kurz inne. Tunnel bedeutet Hamas, bedeutet Gefahr. Besonders jetzt, mitten in der Nacht, wo sie jederzeit von einer israelischen Bodenoperation überrascht werden könnten. Raffa musste plötzlich an ihre Mutter denken.

«Komm, lass uns verschwinden. Ich habe kein gutes Gefühl bei der Sache.»

«Du hast doch Schiss.» Abdullah lachte.

Raffa konnte sich nicht blamieren – so würde

sie Abdullah nie für sich gewinnen. Sie setzte ihr frechestes Lächeln auf. «War doch nur Spass. Hast du wirklich gedacht, ich lasse dich ohne mich rein? Jemand muss dich ja beschützen.» Ihr war klar, dass sie gerade etwas vorspielte, aber das war es ihr wert. «Let's go!»

Die Holztüre knarrte leicht, als Raffa sie öffnete. Modriger Geruch stieg ihr entgegen, ein kalter Luftzug streifte ihr Gesicht. Das Loch war dunkel, doch mit jedem Schritt, den die Jugendlichen auf der steilen Treppe hinunterstiegen, gewöhnten sich ihre Augen daran.

«Haha, schaut her!» Abdullah, der vorausging, hatte plötzlich etwas in den Händen. Eine Kalaschnikow mit Magazin. Raffa riss die Augen auf. Das reichte, genug jetzt. Sie drehte auf dem Absatz um und begann, Richtung Ausgang zu rennen. Abdullah hatte sie schnell eingeholt und packte sie an den Schultern.

«Was hast du denn?», schrie er sie an.

«Lass mich. Ich will raus!»

«Okay, vielleicht hast du ja recht, aber dann gehen wir gemeinsam.» Die Waffe immer noch im Anschlag, rief er in die Dunkelheit: «Los, alle raus. Kommt jetzt!»

Oben angekommen, öffnete er die Tür. Danach ging alles blitzschnell: Ein Schuss fiel, Raffa sah Abdullah zu Boden gehen, dann die israelischen Soldaten an den Häuserecken. Ihre Instinkte übernahmen. Sie schleifte ihren schwer verletzten Freund weg, versteckte ihn, nahm ihm die Kalaschnikow ab und rannte davon.

«Ich hole Hilfe!», rief sie verzweifelt zurück. Völlig außer Atem kam sie in der nächsten Seitengasse zum Stehen. Der erste Sonnenstrahl an diesem Morgen blendete Raffa und sie realisierte, was eben passiert war. Sie spürte den wachsenden Feuerball in ihrem Bauch. Hass, nur noch Hass.

Chaled hörte plötzlich eine Explosion in der Nähe und duckte sich instinktiv. Sein Herz raste, als er sich an einer Hauswand entlangastete. Er hatte den ganzen Morgen nach Raffa gesucht, ohne eine Spur von ihr zu finden. Stattdessen sah er nur Chaos – verwüstete Strassen, Staub und Blut. Ein Trupp israelischer Soldaten war durch das Viertel gezogen, und Chaled wusste, dass jeder Schritt ihn näher an eine Begegnung brachte, die er um jeden Preis vermeiden wollte.

Dann, in einer engen Seitengasse, blieb er wie erstarrt stehen. Vor ihm stand ein Soldat, die Waffe auf ihn gerichtet. Chaled hob die Hände – und erkannte ihn. Diese Augen, dieser Blick. Das konnte nicht sein. «Du bist es», sprach der Mann leise und senkte sein Gewehr.

«Ich bin es.» Alles drehte sich. Halluzinierte Chaled oder war das wirklich sein geliebter «Shimmy» aus der Online-Welt? Es musste so sein. Diese Stimme, diese Augen, kein Zweifel. Chaled spürte, wie es ihm den Boden unter den Füßen wegzog. Er fiel dem Israeli in die Arme, Tränen überströmten sein Gesicht.

«Ich w.. wusste nicht, d.. dass du in der Armee bi... bist.»

«Spoony... Du bist Palästinenser?»

Der Moment fühlte sich unwirklich und doch richtig an. In all seiner Sorge war da plötzlich dieser Anker, diese Geborgenheit.

Nachdem ihnen klar geworden war, dass von Chaled keine Gefahr ausging, hatte sich der Rest der israelischen Truppe in eine andere Gasse verzogen. Shimmy aber blieb bei ihm. Sie hielten sich an den Händen und schauten sich tief in die Augen.

«Du fühlst dich gut an, besser als online». Chaled lächelte müde. Ihre Lippen berührten sich beinahe, doch plötzlich durchfuhr ein schriller Schrei die Stille.

«Papa?!» Keine zehn Meter vor ihm stand Raffa, offensichtlich bewaffnet. Ihre Augen glühten und ihr Blick verfinsterte sich, als ihr die Situation klar zu werden schien.

«Du elender Verräter! Und ein Homo-Schwein

noch dazu. Eine Schande für unser Volk.» Ihre Worte fühlten sich an wie Giftpfeile. Und nun richtete sie ihre Waffe auf ihn. Sein eigen Fleisch und Blut.

Papa hatte die Seiten gewechselt. Raffa war unendlich enttäuscht. Doch sie musste handeln. Für Verräter kannte der Islam nur ein Schicksal.

Chaled hörte einen Schuss. Dann wurde alles schwarz.

Zur Entstehung

Der Israel-Palästina-Konflikt wütet seit Jahrzehnten. Mit dem Terrorangriff der Hamas vom 7. Oktober 2023 und der israelischen Reaktion darauf hat er eine neue, noch drastischere Dimension erreicht. Doch der Schwarz-Weiss-Eindruck, den die Berichterstattung häufig vermittelt, entspricht nicht der Realität. Inmitten des Konflikts befinden sich zahllose Menschen, die mit einer eigenen, inneren Zerrissenheit und mit der Frage nach Freund oder Feind kämpfen.

David Widmer

David Widmer ist 37 Jahre alt und getrieben von der Suche nach neuen Herausforderungen. Vor seinem Studium an der FHGR war er 7 Jahre als Primarlehrer auf der Mittelstufe tätig. Ursprünglich hatte er eine Berufslehre als Polymechaniker abgeschlossen. Die Faszination fürs Schreiben begleitet ihn seit seiner frühen Jugend.



Zwischen Panik und Befreiung

Von Sheryn Locher

«Ich halte das alles nicht mehr aus!», knurrt Dario zu seinem Spiegelbild. Seine schwitzigen Hände umklammern den Rand des Lavabos, eine Schweissperle rinnt über seine Stirn. Als er vor zehn Minuten auf die Schultoilette geflüchtet ist, hat er sich zuerst in einer Kabine eingesperrt. Sein Herz rast, seine Hände zittern, und er schnappt nach Luft. Diese Enge in seiner Brust ist kaum auszuhalten. Er hat Angst. Angst, verrückt zu werden, Angst, anders als die anderen zu sein, Angst, nicht akzeptiert zu werden. Er sitzt zusammengekauert auf dem kalten Boden, versucht, seinen Atem zu beruhigen, die Hände um seine Knie geschlungen. Einatmen, Ausatmen, Einatmen, Ausatmen ... bis sich seine Atmung beruhigt. Sein Puls wird ruhiger, endlich ist die Panikattacke vorbei. Er lauscht, ob sich noch jemand auf dem Männerklo befindet, hört aber nichts und traut sich wieder aus der Kabine. Nun, vor dem Spiegel stehend, merkt er, wie sehr ihm das alles zusetzt. Es ist so einengend und so kräfteraubend. Er lässt seine Umklammerung vom Lavabo los, dreht den Hahn voll auf und klatscht sich eiskaltes Wasser ins Gesicht. Ein Schauer läuft seinen Rücken runter, aber es tut gut. Er schaut auf und sieht in müde Augen. Sein Gesicht trieft, und Wassertropfen, die von seinem Kinn runterfallen, hinterlassen dunkle Flecken auf seinem grauen Pulli. Er wischt sich mit seinen Ärmeln das Gesicht trocken.

«Nächstes Mal sag ich was», beschwört er sich. Er muss sich der Situation endlich stellen. Er will sich nicht mehr verstecken. «Ich hab' genug, ich kann genug, ich bin genug», wiederholt er sein Mantra abermals. Nach einem tiefen Atemzug öffnet er die Tür und tritt auf den Korridor. Der Lärm unzähliger Stimmen schlägt ihm entgegen. Die Pause ist vorbei, und alle Schülerinnen und Schüler strömen wieder in ihre Klassenzimmer – so auch Dario.

Die zwei Stunden Deutschunterricht vergehen wie im Fluge. Nicht, weil es so spannend ist, sondern weil Dario mit seinem Kopf ganz woanders ist. Am Mittag verteilen sich die Schülerinnen und Schüler der Klasse 9c und mischen sich unter die anderen Klassen. Dario geht mit seinen

fünf Freunden in der Mensa essen. Die Schlange fürs Essen ist lang, es wird viel gedrängelt und gedrückt. Dario schnappt Gesprächsfetzen auf, manchmal ein paar Lacher, aber kann nirgends richtig folgen. Sie warten und warten. Einer der Freunde stützt seine Hand in die Hüfte, weil es bequemer ist, so zu stehen und zu warten. Dann zückt ein anderer der Freunde sein Handy, fotografiert ihn und gibt lachend einen Kommentar ab: «Sieh dich mal an, du Schwuchtel.» Der mit den Händen in den Hüften wechselt sofort seine Position: «Lösch das!»

Die Freunde lachen.

Der Freund mit der lustigen Pose protestiert: «Ich bin ganz sicher kein Arschficker.»

Alle lachen und machen andere homophobe Bemerkungen. Alle – ausser Dario. Nein, nein, nein, denkt er sich. Nicht schon wieder dieses Thema. Einfach ruhig bleiben, nichts anmerken lassen. Oder doch etwas sagen? Eigentlich habe ich es mir vorgenommen. Ich sollte endlich die Tatsachen auf den Tisch legen. Die, die mich wirklich mögen, die werden ja bleiben. Oder? Okay, nein, ich kann das doch nicht. Shit, wenn nicht jetzt, wann dann? Sein Hals schnürt sich zu, auf seiner Brust liegt ein kiloschwerer Stein. Seine Handgelenke fühlen sich gefesselt an. Die Wände scheinen auf ihn zuzukommen. Auch die Decke kommt immer tiefer. Wie im Film. Er hält den Atem an. Eng, enger, zu eng. Einengend. Panik kriecht in ihm hoch. Angst. Er hat Angst, die Wahrheit zu sagen, Angst, sich selbst zu sein und für sich einzustehen. Doch auf der anderen Seite ist es genau das, was er will. Er will die Grenze zur Freiheit überwinden, kann aber nicht. Er will es ein für alle Mal sagen, traut sich aber nicht. Und plötzlich, da kann er nicht mehr. Nach Atem ringend sackt er auf den Boden. Seine Augen drehen sich nach hinten. Stille. Dunkelheit. Ohnmacht.

Nach ein paar Sekunden kommt er wieder zu sich. Fünf aufgerissene Augenpaare schauen ihm von oben schockiert ins Gesicht. Die flackernden Neonlichter der Mensa blenden ihn. Seine Freunde stehen im Kreis um ihn rum. Das ganze Geplapper im grossen Raum ist verstummt. Es ist mucksmäuschenstill. Man würde sogar eine Nadel hören, die auf den Boden fällt.

Dann durchbricht die schrille Stimme seines besten Freundes die Stille und holt ihn endgültig aus dem Delirium zurück.

«Geht's dir gut?»

«Jaja, alles okay ... sorry, ich wollte euch keinen Schrecken einjagen.» Dario rappelt sich auf und strafft seine Schultern, er tut so, als wäre nichts gewesen.

«Nein, nichts ist okay, du warst knocked out, dir geht es nicht gut!»

«Doch, doch, es geht.» Sein Freund packt Dario bei der Hand: «Ich glaub dir kein Wort. Wir gehen jetzt direkt zur Notfallstation der Schule», sagt er und zieht ihn mit sich.

«Sag mal ehrlich, was ist mit dir los in letzter Zeit? Isst du zu wenig?», fragt sein Freund auf dem Weg.

«Nein, mit Essen hat das gar nichts zu tun.» Nun fühlt sich Dario endlich bereit, das auszusprechen, was er schon lange loswerden wollte. Er senkt seine Stimme: «Ich habe Panikattacken.»

Besorgt schaut ihn sein bester Freund an: «Warum denn?»

Dario denkt sich: jetzt oder nie. Er nimmt all seinen Mut zusammen und flüstert: «Weil ich auf Männer stehe und ich mich nicht traue, mich zu outen.» Sein Freund bleibt abrupt stehen. «Aber jetzt hast du dich ja gerade geoutet.» Er nimmt Dario in den Arm. «I knew it! Aber ich dachte immer, du willst noch nicht darüber sprechen. Ich hab' nicht gecheckt, dass das so ein grosses Ding für dich ist. Ich dachte, wenn du ready bist, sprichst du einfach mit mir darüber.»

Darios Augen beginnen zu glänzen, er wischt sich eine Träne weg. «Ich habe nicht mit einer entspannten Reaktion gerechnet. Ich hatte Angst, furchtbare Angst. Die Jungs geben immer homophobe Comments ab.

Das macht mich fertig und nimmt mir all den Mut. Auch heute in der Pause und am Mittag schon wieder. Ich wollte es immer droppen, aber habe mich selbst so unter Druck gesetzt, dass ich nicht mehr konnte.»

«Okay, weisst du was, die sind wirklich zum Teil sehr homophob unterwegs. Und ich weiss nicht, wie sie es auffassen würden, falls du es ihnen erzählst, aber ich bin fine damit. Auf mich kannst du immer zählen.»

Erleichterung strömt Dario durch alle Knochen. Ein Lächeln huscht über seine Lippen, und er drückt seinen besten Freund nochmals fest an sich. Die Grenzen und die Einengung sind weg, er fühlt sich frei. Leichtigkeit. Durch diese Situation kann er neue Kraft schöpfen. Er nimmt sich fest vor, beim nächsten homophoben Kommentar in seiner Freundesgruppe etwas zu sagen. Er weiss, sein bester Freund steht hinter ihm und gibt ihm Kraft. Falls die anderen ihn nicht akzeptieren sollten, wäre es nur halb so schlimm, denn er hat ja noch seinen besten Freund. Und nun hat er auch die Freiheit, die er sich so lange gewünscht hat. Er kann endlich sich selbst sein.

Zur Entstehung

In der Kanti fühlte auch ich mich manchmal eingeengt, nicht auf dieselbe Weise wie mein Protagonist Dario, aber ich spürte: Wenn ich aus der Reihe tanze, wird geredet, nicht wohlwollend. Also hielt ich meine kreativen Ideen zurück. Als die Schule fertig war, fiel die Einengung plötzlich weg, ich blühte auf, traute mich und fühlte mich frei. Ein Gefühl, das ich bis heute sehr schätze.

Sheryn Locher

Sheryn schrieb als Kind über sprechende Tiere und wollte Meerjungfrau werden. Als das nicht funktionierte, realisierte sie, dass Kreativität ihre Stärke ist. Heute erzählt sie faszinierende Geschichten als True-Crime-Podcasterin und schreibt immer noch gern, um Gedanken und Gefühle zu ordnen.



Nächte machen Städte grösser

Von Luca Balsiger

Wenn es dunkel wird, hört die Stadt auf, klein zu sein. Das Dunkel gibt dieser Kleinstadt – in diesem Land eine Grosstadt – die Urbanität, die sie sich vielleicht selbst nicht, aber alle, die in ihr wohnen, so sehnlichst wünschen. Er sitzt auf einem 05x1-Billy-Regal-grossen Balkon. Unter ihm keine Stadt. Unter ihm keine zehn, sondern nur ein halber Meter bis zum sandigen Boden, Katzenklo. In der Luft eben jener Duft, dazu kein Zigarettenrauch. Sondern Liquid, Fruity Grape Explosion. Irgendwas in ihm ist tot, während der Vape-Stick auch bald aufgibt und wild rot blinkt. Kein Ampelblinken, sondern ein Verkehrskreisel – knapp getarnt durch invasive Sichtschutzpflanzen. Die Ökos im Zivildienst nennen das einen Neozysten. Oder so. Alle machen ihm Angst. Nazis, Linke in Stadtwohnungen und GLP-Politiker*innen, welche Gummibärli als Werbegeschenk für sich selbst versenden und von sich sagen, dass sie edgy sind.

Deshalb Stadtrand – er hat sich quasi selbst gentrifiziert. Es war seine beste Entscheidung im ganzen letzten Jahr, denkt er zufrieden. Hier wohnen die Vergessenen und Verlorenen. Er fühlt sich ihnen, nicht ohne Stolz, vollkommen zugehörig. Hausfrauen und -männer ab 40 würden nun sagen: «Wunderbar eingelebt im neuen Heim» und dann ein Blechschild mit einem Motto-Spruch in die Küche hängen und als Altersprojekt noch ein Buch über irgendwas schreiben und zweimal im Jahr in die Stadt für einen coolen Poetryslam. Er nicht – das Alter und seine letzten politischen Ideale aus der Adoleszenz lassen es nicht zu.

Er sitzt hier mit Microdose LSD im System und blickt wieder mal auf die Mauer vis-à-vis. Die verdammte Hurensohn-Mauer, überall Mauern. Sichtschutz, Selbstmordschutz, Grenzzäune – im Endeffekt alles für oder gegen Flucht.

Hinter dem Zaun leises, fast schon sanftes Fluchen vermischt mit dem hellen Klang von Handwerkzeug, welches auf Metall trifft. Wer oder was ist hinter dieser Betonmauer, welche das Grundstück vom provinziellen Garten des Mehrfamilienhauses trennt? Sichtbar sind lediglich Teile eines alten Hauses, welches in Teilen charakteristische Merkmale eines typischen Emmentaler Bauernhauses aufweist. Das riesige Walmdach sieht in der Dunkelheit wie eine schwarze Wand aus und verliert jegliche Räumlichkeit.

Die Tannen – Ökos würden sagen WEiSstAnNEn – nehmen zusätzlich die Sicht.

Seit er hier wohnt, hört er immer wieder, wenn er auf Substanzen ist – optimal eingestellt ist er mit zwei Bier und 8 Mikrogramm LSD – Geräusche aus dem Gartenbereich hinter der Mauer. Er hat Paras, dass er nur Hallus hat, will sich noch heute Nacht das Gegenteil beweisen.

Kurzenschlossen hängt er wenig später ungeschickt an der Mauer und hofft, dass Marianne, die Nachbarin mit einem stinkenden Bichon-Frisé-Köter, genug vom abendlichen linearen TV-Content abgelenkt ist und ihn nicht durchs Fenster erspäht. Er kommt sich ein wenig vor wie diese 7 vs. wild Boys, die mit ihren Kinnbärten hart wie Alt-Right-Typen aussehen. Aber nicht er, er ist mehr so dieser Bear-Grylls Vibe.

Wie durch ein Wunder und ein paar Adventure Shows auf DMAX als Teen – ist er wenig später oben auf der Mauer. Die ersten Sekunden nur dunkle Konturen, erschwert durchs Flackern der Flatscreens in seinem Rücken. Dann Chaos. Trailerparks – auch eine DMAX-Erkennntnis – sind amerikanische Mittelstands-Vorgärten dagegen. Wobei, eine Gemeinsamkeit teilen sie: die Flagge. Mitten im Garten eine SCL-Tigers-Fahne. Der Tiger auf gelbem Grund, verfeindeter Derbygegner des lokalen Stadtvereins, thront über dem Gartenareal. Und inmitten lauter feinst drapiertem Altholz und Metall in rauen Mengen – eine wahrlich absurde Szenerie – läuft ein alter Mann, gebückt wie Darsteller*innen in Halloween-Mazes, mühsam mit einer Metallstange vom einen zum anderen Haufen und ordnet sie geschickt ein. Er tut dies in einer Ästhetik, wie Bon Jovi sich die Arbeiterinnen*klasse vorstellt und besingt. Dieser alte Mann arbeitet in einer Konsequenz, wie er selbst nie, auch nicht in einer Lohnarbeit, arbeiten wird. Ihm kommen Ausschnitte aus Nachrichten, in denen Arbeiter*innen aus irgendeinem Stahlwerk im Rahmen einer Massenentlassung auf die Strasse gestellt werden. Er hat das plötzliche Bedürfnis, den alten Mann zu umarmen, und springt von der Mauer. Bis er ihn erreicht und physisch berührt, bemerkt ihn der betagte Mann nicht und geht unentwegt zurück zum Ursprungshaufen. Ein System ist nicht zu erkennen, es wird einfach von einer auf die andere Seite verschoben. Erst als er den Mann ungeschickt,

getriggert durch den vorgängigen Substanzkonsum, an der Schulter fasst, erstarren beide.

Zwei Männer starren sich ängstlich an, bis sein Gegenüber als Erster endlich etwas über die Lippen bringt:

«Melde mich nicht dem Heim.»

«Was?»

«Bitte nicht dem Heim melden.»

Und er nur: «OK».

Dann sinken beide zu Boden, auf den feucht-lehmigen Boden und in den Geruch von Kindheit im Wald, Weisstannnadeln. Wie ironisch, zwei Männer, welche beide auf ihre Art nicht weiter weg von Kind sein könnten, sitzen zusammen auf dem verwaldeten Boden und haben Tränen in den Augen. Der alte Mann, gezeichnet von Krankheiten, welche das Hirn immer wieder wie eine Harddrive wipen und nur eine random Partition mit Vergangenen übriglassen, meint, dass der Jüngere sein Sohn sei. Er fleht ihn an, er solle ihn nicht beim Heim denunzieren und warum er letzte Woche dieses Schreiben zur Abgabe seines Hauses unterschreiben musste. Dieser sagt, dass er das nicht müsse und fragt ihn, warum er hier und nicht im Heim sei. Er flüchte jeden Abend nach dem Znacht aus dem Senevita und komme in seinen Garten. Dort arbeite er dann die halbe Nacht und bringe immer aufs Neue Ordnung in das vermeintliche System. Es helfe ihm beim Denken, es drehe dann anders. Nicht mehr ganz so schlimm. Hier ist sein Schutz. Abgetrennt durch die Sandsteinmauer.

Der junge Mann denkt Safe Space. Er denkt, lässt diesem verdienten alten Mann, was er hat und tut. Denkt an Menschen mit variablen Workspaces, an grosse Wohnzimmer mit riesigen offenen Fenstern und gesund kochenden Menschen. Wünscht auch ihnen mal wieder Fastfood und gezogene Gardinen, stinkende Einzelzimmerbüros mit den schlechten Zeichnungen ihrer verzogenen Kids. Wünscht sich mehr Stahlarbeiter*innen mit einem Lohn, welcher sie zwischen Vor- und Zentralstadt wählen lässt und dass der alte Mann nie erwischt wird. Er hat noch immer Tränen in den Augen, als er zurück über die Mauer klettert und vom weissen Hurensohn Bichon-Frisé dümmlich dreinblickend beobachtet wird. Jetzt noch irgendein letztes Bier im defekten Kühlschrank – fuck you Verwaltung – suchen und dann wieder auf den Balkon. Irgendwas auf die Airpods ballern.

«Brick by brick

Gonna watch them fall

Build more bridges

And tear down walls

these walls»

Und noch nie hatte er so grosse Zweifel, ob ein weisser, amerikanischer Millionär wie Bon Jovi wirklich für die Menschen sprechen kann. Skippt und dann Stahlberger:

«Und sie seit i chönnt mini Brille verbrene

Zum nüme ales gseh und nur no mini Nögschte kene

Aber i weiss: i mues immer wieder use»

Zur Entstehung

Geschrieben in einem Achtel einer Nacht – aus der Faszination für abweichende Lebensrealitäten, die sich manchmal flüchtig berühren.

Ein Text über Grenzen – räumliche, soziale, emotionale – und ein Versuch, sichtbar zu machen, dass jede*r ganz eigenen Grenzen begegnet: gezeichnet von Biografie, Erfahrung und Umfeld.

Luca Balsiger

Luca Balsiger sitzt nicht auf einem Balkon – er hat schlichtweg keinen. Sein Vapestick hat seit gestern Abend keinen Akku mehr, und sowieso ist er einigermaßen allergisch auf Trauben – und ziemlich auf Texte über sich selbst in der dritten Person. Mag dafür das Unscheinbare und macht Ceramics.



Sueche Wohnig in Züri

Von Robin Luijten

Sueche Wohnig in Züri

...

Wenn di einzig Heizig ide Wohnig en Holzofe isch
Und deshalb im Winter am früüre bisch
Denn ischs nöd schön, wenn d'Heizig de Geist ufgit
Und de Ruum bim füüre sich mit Rauch erfüllt
So dass de Ofe jetzt unbruuchbar wird
Wenn du so musch die Chälti ushalte
Denn wirts wohl Ziit zum e Züglete verastalte

...

Sueche Wohnig in Züri

...

Die Gschicht betrifft nöd mich direkt, sondern es gaht um min Brüeder
Ich hilf ihm bi de Suechi, allei wird mer vill schneller müeder
Sin Vermieter isch nämlich d Juwo, aber die unternehmed nöd so vill
Seged er söll eifach mal warte, doch nacher blibeds still
Glichziitig gheit sini Wohnig usenand
Di ganz Situation isch usser Rand und Band
Online isch keis Inserat vernünftig, die verlanged es Vermöge und meh
Mir sueched öppis günstigs, het niemert e chli vo dem Vitamin B?
Es Inserat uf Insta poste chamer probiere, das macht ja eh scho jede
Da wird eus wohl niemer kontaktiere, das mömmer eus nöd irede
Uf Immoscout lesemmer: 2-Zimmer-Wohnig, hell und charmant
Wie meinsch das? Die dunkli Chammere mit Schimmel a de Wand?
Uf Homegate het keis Inserat gnüegend Info
Sind das jetzt drü Zimmer oder ischs es Studio?
Uf flatfox hemmer nach langer Suechi mal öppis gfunde
De Priis isch nöd all zu höch, das chömmmer dulde
Doch bi de Besichtigung stönd füzg lüt vor de Wohnig
Da werded mir wohl nöd usgwählt mit so villne a de Füehrig
Und siehe da, am nägste Tag chunt scho d Absag per Mail ah

...

Sueche Wohnig in Züri

...

D'Zit wird knapp, in zwei Wuche muess de Brüeder use
Es isch en Kampf mit dene Inserat, mer bruched mal e Pause
Zrugg zu de Eltere blibt als allerletschti Option
Doch plötzlich gseht er da e Nachricht uf sim Telefon
Eini het uf Insta gschribe, sie hett da vilicht öppis
Hauptsach mal e Wohnig, wenns au schiint wie en Kompromiss
Sie git eus Infos dure, und es schiint positiv z si
E drü-Zimmer-Wohnig, im Quartier vo de alte Industrie
Zwar gits kein Gschirrspüeler, aber immerhin e Heizig
Und en Balkon mitere Ussicht – isch fasch scho protzig
Doch nöd alles isch rosig, die Wohnig het en Hake
S'isch nur für drü Mönnet, da gits kei Gnade
Es isch zwar besser als nüt, aber was isch scho es Vierteljahr
E Wohnig isch gfunde, isch es wüerkli wahr?
Aber jetzt fangt das Spiel wider vo vorne ah, also

...

Sueche immerno Wohnig in Züri



Zur Entstehung

Für das Spoken Word entwarf ich zuerst vier verschiedene Ideen, jedoch gefiel mir keine davon wirklich. Dann erinnerte ich mich daran, dass meine Freundin mal das Thema der Wohnungssuche erwähnt hatte. Als ich dieses mit der aktuellen Situation meines kleinen Bruders kombinierte, fand ich ein Konzept, das gut funktionierte.



Audio zum Text

Robin Luijten

Robin Luijten lebt für visuelle Kreativität, Technik und die Natur der Schweiz. Er findet Inspiration zwischen Gipfeln und Bildschirmen. Musik ist sein ständiger Begleiter und treibt neue Ideen an.



Lyrrik | Erzählung

Der Schatten im Mais

Von Luca Mosberger

Schon den ganzen Sommer lang war Paula wütend. Spätestens seit Omas Tod hing der Haussegen schiefher als die Ziegel des alten Bauernhauses, das ihr Grossvater nun allein bewohnte. Ihre Eltern konnten nicht begreifen, dass sie ihren Sommer anders verbringen wollte, als ihrem Opa beim Aufräumen des Hofes und dem Entsorgen von Omas alten Gegenständen zu helfen. War es so schwer nachvollziehbar, dass sie lieber mit ihren Freundinnen etwas unternehmen wollte? Sommerabende am See oder auf der Tanzfläche voller Gelächter. Dafür war der Sommer doch da, vorausgesetzt, man war noch nicht vom öden Erwachsenenleben eingeholt worden. Solange sie sich erinnern konnte, hatte ihr Grossvater ihr nie einen Funken Liebe gezeigt. Oder überhaupt irgendeine Emotion. Doch dass sie eine ganze Woche allein mit ihrem kleinen Bruder Matteo und ihrem Opa eingesperrt sein wollte, taten ihre Eltern als den pubertierenden Trotz einer 17-Jährigen ab. Ihre zu zweit gebuchte Kreuzfahrtreise konnte ja nicht einfach fallengelassen werden, wen interessieren da die Pläne der beiden Kinder. Sollen sie doch ihren Opa besser kennenlernen, besser spät als nie. Frustriert knallte Paula den mit alten Wolldecken überfüllten Korb auf den Estrichboden des Bauernhofs. Staub

wirbelte auf und eine Ratte floh aufgeschreckt über die Holzdielen. Nur ein paar dünne Sonnenstrahlen fielen durch die Ritzen zwischen den alten Brettern über ihr; ansonsten war es stockdunkel im Dachboden. Paula spürte, wie ihre Muskeln brannten, auch ihr Rücken beschwerte sich vom ganzen Schleppen von Omas alten Sachen. Sie setzte sich hin und atmete tief durch. Ein kleines bisschen Dankbarkeit ihres Grossvaters wäre ja noch das Mindeste gewesen für die ganze Schufterei – doch er blieb gewohnt kalt und abwesend. Nicht einmal, als Oma ging, zeigte er Emotionen. Manchmal fragte sie sich, ob er sie überhaupt je geliebt hatte. Ein Stockwerk tiefer hörte sie Matteo pfeifen, während er den Boden wischte. Natürlich hatte er wieder den einfachen Job bekommen. Während sich ihr Blick an die Dunkelheit gewöhnte, entdeckte sie ein paar alte Ölbilder, die kreuz und quer im Staub verteilt lagen. Papa hatte ihr einmal erzählt, dass Opa früher viel gemalt, aber ihm die fertigen Bilder nie gezeigt hatte. Jetzt verstaubten seine Werke wohl auf dem Dachboden. Paula stand auf und schlurfte tiefer in die Dunkelheit zu den Leinwänden. Auf einem der helleren Bilder erkannte sie eine deutlich jüngere Version ihrer Oma, wie sie in einem Fenster sass, lange vor der Alzheimer-Diagnose. Die meisten anderen

Bilder aber hatten eine trübe, schattige Stimmung und zeigten nur Personen und Orte, die Paula nicht kannte. Die grösste Leinwand war die Einzige, die von einem grauen, löchrigen Tuch bedeckt war. Langsam hob Paula es an. Das Bild liess sie zuerst in Ekel, dann in Unbehagen erstarren.

Opas Essen war ohnehin kaum geniessbar, doch Paulas Fund am Nachmittag hatte ihr den Appetit gänzlich verdorben, obwohl sie seit dem Frühstück nichts mehr gegessen hatte. Die bedrückende Atmosphäre und Stille am Esstisch waren schon an den Vortagen unangenehm zu ertragen gewesen. Doch diesmal fühlte sie ein flaues Gefühl im Magen, das sie so noch nie erlebt hatte. Sie hatte sich schon immer unwohl in der Nähe ihres Opas gefühlt. Doch seit dem Nachmittag war es, als hätte sie etwas gesehen, was kein Mensch je hätte sehen sollen. Matteo löffelte gedankenversunken seinen kalten Kartoffelbrei, während die Stille zunehmend an Paula nagte. Zum ersten Mal in der Woche stellte sie ihrem Grossvater eine Frage. «Malst du noch?».

Sein Zögern verriet, dass er begriff, dass Paula die Bilder auf dem Dachboden entdeckt hatte. «Nein, das ist schon lange her», antwortete er, ohne sie anzusehen. Ein Moment lang war es wieder still am Esstisch. Dann blickte er sie mit seinen leeren Augen an. «Ich will diese Bilder nicht mehr sehen. Darum liegen sie auf dem Dachboden. Aber du darfst sie auf keinen Fall wegwerfen.»

Paula verstand nicht. «Warum nicht?»

Opa hielt kurz inne, als müsste er überlegen. «Eine Leinwand ist wie eine Barriere. Eine Grenze. Dahinter befindet sich eine andere Welt.» Er nahm einen langen Schluck aus seiner Teetasse und setzte fort. «Von diesen Welten gibt es unendlich viele. Manche Bilder beinhalten gute Welten – flüchtige Erinnerungen oder Fantasien. Wir sperren sie ein, damit wir sie bei uns behalten können. Doch die Grenze übertreten können wir nie.»

Beide Geschwister hörten seinen Worten jetzt zu, ungewiss, worauf er hinauswollte.

«Andere Bilder sperren wir ein, um sie von dieser Welt fernzuhalten. Hinter der Leinwand können sie uns nichts anhaben. Auch sie können diese Grenze nicht überqueren.»

Paula lief es bei diesen Sätzen kalt den Rücken runter. Das abgedeckte Gemälde hatte sich unvergesslich in ihr Gedächtnis gebrannt. Inmitten eines vertrockneten Maisfelds lag ein kleiner Junge. Er schien sich am Boden in Qualen zu winden, während eine unnatürliche Form, eine bizarre Gestalt, einen riesigen Schatten auf ihn warf. Beunruhigt wich Paula dem Blick ihres Opas aus. Man sagt, die Augen seien auch die Fenster zur Seele, dachte Paula. Sie war nicht mehr

bereit, in diesen Abgrund zu blicken. Sie wollte das Bild in ihrem Kopf nur noch loswerden.

Als hätte ihr Grossvater ihre Gedanken gelesen, fügte er an: «Es ist gut, dass manche Grenzen bestehen bleiben. Die Welten sind alle real. Aber dort, wo sie jetzt sind, können sie uns nichts tun.»

Paula getraute sich nicht, eine weitere Frage zu stellen.

Keuchend fuhr Paula aus dem Schlaf auf. Sie zitterte am ganzen Körper, feuchte Haarsträhnen klebten ihr im Gesicht. Ihr Brustkorb hob und senkte sich rasend schnell. Sie blickte sich panisch um. Im dunklen Zimmer erkannte sie Matteo, der leise schnarchte. Noch nie in ihrem Leben hatte sie einen so lebhaften Albtraum gehabt. Sie hatte den schreienden Jungen im Maisfeld gesehen, wie er sich am Boden unter Qualen krümmte. Mit rasender Angst hatte sie versucht, zu ihm zu gelangen, doch sie konnte sich keinen Zentimeter rühren. Von weitem hörte sie eine massige Gestalt durch das Maisfeld in ihre Richtung preschen. Sie wollte fliehen, doch sie war wie versteinert. Die riesige Schattengestalt schoss zwischen den vertrockneten Pflanzen hervor und packte sie mit scharfen Klauen. Das Letzte, was Paula in ihrem Traum sah, waren die toten Augen ihres Grossvaters im Kopf des Schattenwesens. Schweissgebadet sass sie jetzt auf der alten Matratze, immer noch gepackt von der Angst. Sie verstand nicht, was das Bild bedeutete. Doch ihr wurde fast schlecht vor dem Gräuel, dem Leid des kleinen Jungen und der bösen Schattengestalt, die ihm das antat.

In diesem Moment wusste sie, was zu tun war. Mit zitterigen Beinen stand sie auf und stolperte in den Gang, ohne Bedenken, Matteo oder ihren Grossvater wecken zu können. Auf der Treppe zum Dachboden griff sie in den alten Werkzeugkasten und entriss ihm mit lautem Klappern den Hammer. Sie konnte ihren pochenden Puls spüren, als sie mit beiden Händen den kalten Griff umschloss. Zielstrebig stieg sie die Treppe hoch und marschierte in die dunkle Ecke des Dachbodens, wo die Bilder lagen. Sie konnte in der Finsternis die Umrisse des schrecklichen Gemäldes erkennen, welches sie in ihre Träume verfolgt hatte, und wandte sofort den Blick ab. Hätte sie doch nur wieder das Tuch darüber gezogen, dachte sie sich innerlich fluchend. Sie fürchtete sich davor, zu tun, was sie sich vorgenommen hatte. Das Bild musste zerstört werden. Sie holte mit dem Hammer zum Schlag aus. «Warte!», hörte sie Opa dumpf aus dem unteren Stockwerk rufen.

Der Schreck fuhr Paula in die Glieder. Das schwere Werkzeug in ihren Händen blieb zitternd in der Luft hängen. Sie konnte ihn bereits mühsam die Treppe zum Estrich hochsteigen hören. Adrenalin schoss

ihr durch die Adern. Sie erinnerte sich an die dunkle Schattengestalt, die im Traum durch das Maisfeld auf sie zu preschte. Im Schock fasste sie den Beschluss, sich falls nötig mit dem Hammer zu verteidigen. Sie konnte nur hoffen, dass sie dieses Mal aus ihrer Starre ausbrechen könnte.

«Warte!», wiederholte ihr Opa keuchend, als er sie erreichte. «Du darfst die Grenze nicht zerstören», bat er in einem fast schon flehenden Ton. Seine Augen

waren weit aufgerissen. «Lass ihn nicht frei. Du darfst ihn nicht freilassen!» In seinem Gesicht sah Paula die blanke Angst. Der Ausdruck auf Opas Gesicht liess ihn wie einen fremden Menschen wirken. Plötzlich realisierte sie, dass er der kleine Junge im Bild war, nicht der Schatten. Einen Moment lang, der sich ewig anfühlte, starrten sich beide an. Dann liess Paula den Hammer fallen.

Zur Entstehung

Mit der Grenze zwischen Realität und Einbildung, die in meiner Geschichte verschwimmt, wollte ich das Thema Grenzen aufgreifen. Inspiriert dazu haben mich die oft düsteren Kurzgeschichten von Stephen King. Die übernatürlichen Ereignisse und Bedrohungen sind darin Symbole für reale Themen und verbergen eine tiefere Bedeutung unter dem Gruselfaktor.

Luca Mosberger

Luca erzählt gerne Geschichten, wenn nicht mit Text, dann mit Bild und Ton. Neben dem Studium sieht man ihn des Öfteren mit der Kamera herumrennen oder beim Geniessen eines Mate-Getränks. Ausserdem ist er ein grosser Fan von Faultieren.



Dramatik | Minidrama

Worte ohne Farbe

Von Benjamin Zuberbühler

Ein sonniger Nachmittag im Park. Die orangerot gefärbten Blätter des Herbstes fallen vereinzelt von den Bäumen, das Zwitschern der Vögel wird von den Schritten von Joggern und Spaziergängern begleitet. Mitten im Park, etwas abseits des Weges, steht eine Parkbank. Alexander hat es sich schon vor ein paar Minuten auf der Bank gemütlich gemacht, Florian gesellt sich unaufgefordert dazu.

Alexander: «Hey Flo, alles klar bei dir?»

Florian (etwas verdutzt): «Ähm ... Ja, alles bestens, danke. Bei dir?»

Alexander (nach einer kurzen Pause): «Wie schön. Ja, bei mir nichts Neues. Nur ein bisschen viel los in letzter Zeit, die Arbeit stresst mich.»

Florian: «Uns geht's doch allen gleich.»

Alexander (nach einigen Sekunden): «Ach wirklich, das wusste ich gar nicht.»

(Florian runzelt die Stirn, Alexander fährt fort)

Alexander: «Ja, ich muss bis heute Abend noch den Grafikteil des Projektes machen. Aber mir fehlt noch immer die zündende Idee.»

Florian (zögert): «Ich kann gerne versuchen, dir zu helfen, aber ich weiss nicht, ob ich für grafische Dinge die richtige Person bin. Worum geht es denn ...» (Florian wird unterbrochen)

Alexander: «Letztes Mal war alles ein bisschen zu grell gestaltet. Ich finde, dieses Mal sollten wir so richtig knallige Farben benutzen. Zum Beispiel ein kräftiges Violett mit einem richtig knalligen Grün.»

Florian entgegnet unsicher, aber bemüht, die Unterhaltung aufrechtzuerhalten: «Joa, das stell ich mir noch spannend vor. Ich bevorzuge jedoch schon schwarz.» (Florian lächelt verlegen)

Alexander: «Ja, mit Gelb zusammen kann ich mir das auch vorstellen.»

Florian: (leicht irritiert, aber höflich): «Gelb ... ja, das könnte passen. Aber ich weiss nicht, ob ich der Richtige bin, um Farben zu beurteilen.»

Alexander: «Was hältst du von einem grossen Bild als Hintergrund? Ich denke, das könnte helfen, das Ganze zu verstärken.»

Florian (zunehmend verwirrt, versucht aber, mitzuhalten): «Ein grosses Bild? Hm ... Ja, wenn du meinst, dass das funktioniert, dann mach das.»

Alexander: «Ich glaube, wir sollten diesmal mutiger sein. Vielleicht noch etwas Orange oder Blau hinzufügen?»

Florian: «Orange? Blau? Klingt ... farbenfroh. Ich bin sicher, es wird gut aussehen.»

Alexander: «Ja, ich hoffe, es passt. Ich will nicht, dass es am Ende langweilig aussieht.»

Florian (nun deutlich verunsichert): «Langweilig? Oh, ich ... Ich bin sicher, du machst das schon richtig.»

Alexander mit lauter werdender Stimme: «Warum sagst du mir das jetzt? Ich dachte, wir haben uns geeinigt und jetzt kommst du mit so einem dummen Spruch um die Ecke?»

Florian: (erschrocken)

«Ich wollte dir doch nur helfen! Ich habe doch gar nichts gesagt.»

Alexander: «Ach komm ... jetzt brauchst du nicht mehr zu denken, du kommst damit durch. Ich dachte, ich kann auf deine Hilfe zählen ...»

Florian: «Ich ... Ich weiss nicht, wovon du sprichst. Ich habe ...» (Florian kann den Satz nicht beenden.)

Alexander: «Oh ... äh, warte ...»

Alexander nimmt seine Kopfhörer aus dem Ohr und dreht sich zur Person neben ihm: «Dachten Sie, ich rede mit Ihnen?»

Florian (sein Gesicht verfärbt sich rötlich): «Was? Du hast ... Ähm, Sie haben nicht mit mir gesprochen?»

Alexander: «Nein, ich habe mit meiner Kollegin Flo gesprochen. Mit Florence. Am Telefon.»

Florian entwischt ein lautes Lachen: «Ach so ... Das erklärt einiges. Ich dachte die ganze Zeit, Sie reden mit mir über Ihr Projekt und die Farben.»

Alexander daraufhin mit einem Lächeln im Gesicht: «Ach so ... das tut mir leid. Da haben Sie wohl meine kleinen Kopfhörer nicht gesehen.»

Florian setzt seine dunkel getönte Sonnenbrille ab und dreht sich nach rechts: «Dass die Kopfhörer klein sind, ist nicht das Problem. Ich bin blind.»

Zur Entstehung

Nach langem Hin und Her und etlichen aufgeschobenen Versuchen entschied ich mich für eine fiktive Szene, die mit einem simplen Missverständnis spielt. Der Schreibprozess war zwar kurz, aber umso intensiver – typisch für meine etwas unkonventionelle Herangehensweise.

Benjamin Zuberbühler

Wenn Benjamin Zuberbühler aus Münchenbuchsee nicht gerade übers Volleyballfeld hechtet oder sportlich in der Natur unterwegs ist, findet man ihn meist hinter der Kamera oder vor dem Monitor – als gelernter Mediamatiker ist er es gewohnt, digital und kreativ zu arbeiten.



Schneide, schneide, entscheide

Von Melissa Goebel

Eine Kundin betritt den trendig-schicken Coiffeursalon und eine Klingel kündigt ihren Eintritt an. Das grosse Schild an der Aussenseite der Tür schwingt leicht hin und her, als sie die Tür langsam öffnet und hinter sich wieder schliesst. In einem Hinterzimmer des Salons läuft laute Popmusik. Eine ältere Coiffeuse eilt sofort herbei, begrüsst die Kundin freudig und begleitet sie anschliessend zielstrebig zu einem der pinken Friesiersessel. Die Kundin setzt sich unsicher hin und betrachtet sich im Spiegel.

Die Coiffeuse lässt sich lässig auf einen Drehstuhl mit Rädern fallen und rollt hinter die Kundin. Sie greift ihr einige Male ins Haar und schaut sie dann über den Spiegel an. Dabei kaut sie motiviert einen Kaugummi.

Coiffeuse: So, was darf's denn heute für dich sein?

Kundin: Das weiss ich nicht so genau.

Coiffeuse: (schaut sie leicht irritiert an, fängt sich aber gleich wieder)

In welche Richtung soll's denn gehen? Möchtest du eine grosse Veränderung à la «New Hair – New Me», oder lieber nur ein bisschen auffrischen?

Kundin: (verlegen) Ehrlich gesagt, bin ich mir nicht sicher.

Entschlossen rollt sich die Coiffeuse neben den Friesiersessel und schaut ihre Kundin verblüfft an.

Coiffeuse: (in warmem, mitfühlendem Ton) Na, Schatz, wenn du mir das nicht sagen kannst ... (sie überlegt kurz und setzt dann wieder an)

... Wem soll's denn am Ende gefallen? Hast du ein Schnuckelchen zuhause?

Kundin: (zögert, peinlich berührt) Nein ... Mir selbst sollte es gefallen, denke ich.

Coiffeuse: Na also! Welche Looks magst du denn an anderen? Gibt es vielleicht Promis, bei denen du sagen würdest: «Wow, die haben 'ne echt tolle Frise!»?

Kundin: (kurzes Schweigen) Keine Ahnung ... Da fällt mir spontan niemand ein.

Coiffeuse: Lady Diana, Cher, George Michael oder doch eher Madonna?

Kundin: Hmm ... (denkt lange nach)

Besorgt beobachtet die Coiffeuse ihrer Kundin beim Nachdenken und grübelt dann selbst noch einmal. Enthusiastisch fährt sie dann fort.

Coiffeuse: Wie wär's mit 'ner rockigen Mähne, wie sie die Typen von Kiss tragen...? Oder magst du eher was Klassisches, wie bei Marilyn Monroe? Oder...

(sie denkt angestrengt nach, dann schnippst sie mit den Fingern)

Nein, warte, ich hab's! Ich glaube, du bist mehr der Coco-Chanel-Typ!

So 'ne freche Bubikopffrisur würde bei dir affenscharf aussehen!

Kundin: (nickt langsam) Wenn Sie meinen ...

Coiffeuse: Schön! Es wird also ein Bob!

Die Coiffeuse beginnt, die Haare der Kundin in Strähnen zu unterteilen und steckt sie mit silbernen Klammern hoch. Zum Lied im Radio pfeifend, beginnt sie zu schneiden. Zwischendurch erzählt sie aufgeregt von ihren Erlebnissen aus letzter Zeit, hebt dabei immer wieder die Schere und gestikuliert mit ihren auffällig manikürten Händen. Die Kundin hört ihr gespannt zu, verzieht dabei aber keine Miene.

Coiffeuse: (verschmitzt grinsend schaut sie die Kundin an)
So! Willst du denn jetzt auch einen Pony?
Kundin: Was ist ihre Meinung als Expertin?
Coiffeuse: Die kurze Franse macht den Look erst richtig fetzig!
Kundin: In dem Fall.

Mit geübten Handgriffen zieht die Coiffeuse die langen Strähnen ins Gesicht der Kundin und schneidet etwas über den Augenbrauen weiter.

Coiffeuse: Was meinst du, soll ich dir das Ganze nun noch föhnen und stylen?
Kundin: Ööh, darüber habe ich nicht nachgedacht ...
Coiffeuse: Ich empfehle es dir auf jeden Fall, das gibt deiner neuen Frise noch den letzten Schliff!
Kundin: Also gut.

Konzentriert und voll in ihrem Element föhnt und zupft die Coiffeuse an ihrem Werk herum. Offensichtlich zufrieden beendet sie dann ihre Arbeit mit einem Spritzer Haarspray.

Coiffeuse: So, wir sind fertig. Was meinst du, Schatz, kannst du dich daran gewöhnen?

Sie hält einen kleinen Handspiegel hinter dem Kopf der Kundin hoch und wartet gespannt auf eine Reaktion.

Kundin: Hmm, naja, was denken Sie? Sie kennen sich da besser aus.
Coiffeuse: Toll, so ein Bubikopf! Das ist echt immer noch der letzte Schrei! So schick, einfach erfrischend frech!
Kundin: Ja doch, wie Sie meinen. Ich glaube, ich sehe es jetzt auch.

Die Coiffeuse nimmt der Kundin glücklich den Schutzmantel vom Körper und begleitet sie mit tänzelnden Bewegungen zum Tresen.

Coiffeuse: (tippt mit ihren langen Fingernägeln eifrig auf die Kasse ein)
Dü düdü düdü ... noch was für die Hirn-Akrobatik ... Mhm mhm hmh ... Dann macht alles zusammen 250 Franken.
Kundin: (verwirrt schaut sie auf das kleine Display der Kasse)
Huch, 250 Franken, wie kommt das?
Coiffeuse: Aber Schatz, wie hast du dir das denn vorgestellt? Waschen, schneiden, föhnen PLUS entscheiden macht zusammen 250 Franken!
Kundin: (verdutzt aber weiterhin ruhig) Wie bitte? Entscheiden?
Coiffeuse: Hejejej, hast du denn das Schild an der Eingangstür nicht gesehen?

Sie hebt ihre Hand und zeigt mit bedauernder Miene auf das grosse Schild an der Ladentür. Darauf steht «Entscheidungen kosten extra!»

Kundin: (ein wenig beschämt) Ach, tatsächlich. Dann werde ich nun gleich bezahlen.

Sie wühlt in ihrer Brieftasche und hält dann kurz inne.

Kundin: (höflich, etwas verunsichert) Ich hoffe, das kostet jetzt nicht extra ... Aber bitte sagen Sie mir noch eines: Bezahle ich besser bar oder mit Karte?



Zur Entstehung

Aus meiner Zeit als Angestellte in einem Kopiergeschäft sind mir vor allem die geradezu legendären Unterhaltungen mit der Kundschaft geblieben. Auf die Frage «Möchten Sie die Kopien farbig oder schwarz-weiss drucken lassen?», lautete die Antwort oft: «Egal.» Diese Konflikte inspirierten mich zu diesem leicht frustrierenden Text.

Melissa Goebel

Melissa Goebel liebt Geschichten – am liebsten saftigen Tratsch, kleine Aufreger und absurde Anekdoten. Zuhören fällt ihr nicht immer leicht, doch beim Erzählen steckt sie all ihre Lebensenergie hinein – manchmal zum Leidwesen ihrer Mitmenschen.



Lyrik | Spoken Word

Jung sy

Von Kaya Moser

Über t Frag, «wär bini?»,
dänki vil drüber nah

So isch das haut i mim Auter...

Wär bi ig?

Bini t Gedanke, woni dänkä,
bini z Wort, woni sägä,
bini dr Blick, woni sänkä,
odr t Frag woni fragä?

Oder bini z Buech, woni lese,
z lächlä, woni ha,
z Gedicht, woni schribe
oder mini Liebglingschetti woni anne ha?

Das isch iz wohl ds Auter,
wo aui sägä, äs isch no okei, verlore z si.
Aber ganz so lang,
söts de doch nümme si.

Auso, wär bini?

Mit 18ni hani denkt i schwümme,

i schwümme im Lebe dahy.
Ha so vili Tröim, aber gsehse selte ih.

Fasch vier Jahr speter schwümmi,
i schwümme no immer,
vilich bini eifach ke gueti Schwümmerin.

Äs isch eigentlech no viu schlimmer aus mit 18ni.
Sötti nid scho lengschstens Land gseh?

Ä Schwümmerin bini auso nid, wär bini de?

Ha täglech nöii ideeä,
chase aber meischtens nid i Wort verfasse.

Drum dokumentieri t Wäut, womi bewegt,
und so fotografieri t Mönsche womr wichtig si,
all die Ereignis woni so bsunders find.
T Familietrefte, t Reise, t Fescht
und überhoubt, das ganze Labyrinth.

Mini Kamera haltet Erinnerige ih,
so cha ou geschter no hüt bi mir sy.
Wird's abr jemals widr so,
wi uf dene Bilder sy?

Fotografin bini nid, wär bini de?

I liebe hundert verschideni Mönsche
uf tusig verschideni Wiise
und denke,
i muess mi uf zäätusig Arte bewise.

I bi nostalgisch und vermisse scho iz,
das «jetzt» speter scho geschter isch.

Mini Gedanke si ihre angere Zyt,
chöme is hie und jetzt nid dri.

Aber das isch iz wohl ds Auter,
woni mir wünschti i chönti t Zit ahhalte
und mengisch, wes gd geit, t Realität chli verunstalte.

So wüklech ahcho bini auso ou no nid, aber wär bini
de?

Due gern schribe, mini Gedanke bhalte,
i wet so gern ig sy, und mi i mi entfalte.

I schribe Tagebuech siti 11i bi,
ha mittlerwile 17 Büeche
voll mit Gschicht und Wort,
wo mis Läbe verzelle, vo hie bis wit furt.

Schribi mal nid, lani mi schnäu drvo la stressä,
i ha nämlech ganz grossi Angscht drvo, öbis z ver-
gässe.

Abr ou Outorin bini nid, wär bini de?

I has gern weme mir mi Spitzname seit,
obwohl i mi nie so vorstelle,
ihn auso chum öber kennt.

I möcht mini Tröim täglech nöi chönne konstruiere
und am liebschte immer witr studiere.

I möcht no alles vor mir ha
und nid nur t Erinnerigä a die beste Täg i mir tragä.

I möcht biuige Wisswih direkt us dr Fläsche trinke
und mit Fründe spät ir Nacht i tiefi Gspräch versinke.
Über Lebensentscheidige, Zuekunftströim,
Ängscht und Zweifel philosophiere.

I möcht reise und umzieh
so viu wis geit.
Möcht Entscheidige träffe,
wo usser mir niemer versteit.

I möcht nöii Wäge gah und Fähler mache.
Und daderby ou über t Misserfolg lache.

Das isch iz wohl das Alter,
wo sech Türe schliesse
und sich Horizonte öffne.

Und mini persönellechi Welt
sech eeh komplett
i jeglechi Richtig verstellt.

Bi paradox und unentschlosse,
wenn hani z letschtmau ä Moment so richtig gnosse,
ohni direkt a morn z denke?
Muess immer alles i irgend e richtig lenke.

Trotzdem, ou zielsicher bini schiinbar nid, wär bini de?

I möcht mini Eltere am liebschte für immer uf dere
Welt ha.

Zum ahlüte für alli grosse und chliine Frage.
Fürs Flicke vom Fernseh, wo uf einisch nümme geit.
Odr dr Frag nachem Sinn, wo irgendwo i mir heilt.

I möcht mi doch verliebe, is Lebe und i mi.

Und vor allem aber möchti z Gfüehl
vom Jung sy nid verliere.

Das isch iz wohl ds Alter,
woni langsam söt ahfah ertrage,
ds aui um mi drumum
nid immer so jung werde sy.



Und drby geits nonidmau ums sterbe,
sondern ums Jungblibe und Elterwärde.

Ha scho chli Angscht,
das alles sech wändet,
dass z Lebe, wienis kenne,
sech eifach so verschwändet.

Öb äch jede Erwachsnig ds Jung sy so vermisst?

Ds isch iz wohl ds Auter,
wo au die chline Sache,
wo mis Jungsy usmake,
es Gschänk sy,
wo mis Läbä i schöne Moment
für mi gross chöi mache.

Und wahrschindlech nid äs letschts mau, steui mir
die Frag: wär bini?

Trotz de vile Sache, wos kompliziert mache,
t Antwort isch hüt eigentlech ganz eifach:

Das isch iz wohl das Alter,
wos z realisiere giut:

Jede Tag isch irgendwie nöi fr mi.
Wini morn bi, ds weisi hüt no nid.

I cha mi nid verbiege. Für niemer uf dere Welt.
I cha mi nid verbiege. Nidmau für mi säubr.

Und i gloub i kenne mi ou no gar nid so richtig,
entdecke mi jede Tag nöi
u denke ds isch ou wichtig.

I bi nämlech viu meh aus das, was mä gseht –
bi t Summe vo au däm, woni grad drüber gschribe ha.

Zur Entstehung

In meinem Spoken Word «Jung sy» versuche ich, ein Gefühl einzufangen, das sich schwer greifen lässt: das Dazwischen. Die Zeit, in der man alles sein könnte und nichts genau weiss. Eine Phase voller Fragen, Sehnsüchte und leiser Umbrüche. Die Sinnfrage begleitet mich schon lange. Wer bin ich, wer will ich sein, und wer ganz sicher nicht? Was darf bleiben, was muss gehen? Am Ende muss ich mir wohl eingestehen: Die ehrlichste Antwort ist kein Ankommen, sondern eben ein immer wieder neues Hinschauen. Und vielleicht taste ich mich eben genau so durchs Ungewisse, finde Worte für Ungeordnetes. Der Text ist eine Sammlung von Momentaufnahmen, roh, ehrlich und genau deshalb vielleicht besonders wahr.

Kaya Moser

Im Berner Oberland gross geworden, geniesst Kaya Bewegung an der frischen Luft und Tage, die sich draussen abspielen. Sie mag alte, vergilbte Fotoalben und Reisetagebücher, besonders die ihrer Eltern. Schon früh begann sie, ihre eigenen Wege auch in Worten festzuhalten, für sich, fürs Erinnern, vielleicht auch für jemand anderes irgendwann. Kaya hält fest, was ihr wichtig ist. Und wer sie sonst noch so ist? Das zeigt wahrscheinlich am besten ihr Text.



Audio zum Text



Der Tag, an dem ich ein Rockstar wurde

Von Natacha-Anina Krenger

«Lorenz, wach jetzt endlich auf, verdammt! Es ist schon drei Uhr nachmittags!» Die Stimme seiner Mutter dröhnt laut durch die Tür. In seinem Zimmer ist es dunkel. Nur das Sonnenlicht bricht durch die Jalousien und bringt Helligkeit in den düsteren Raum. Das Zimmer wirkt karg: Ein schmaler, weisser Kleiderschrank steht in der Ecke, sein Spiegel ist von einer dünnen Staubschicht bedeckt. Direkt gegenüber davon steht ein hölzernes Bett, das Lorenz über die Jahre mit Bandnamen vollgeschnitzt hat. Daneben steht sein wertvollster Besitz: eine schwarze Squier Sonic Stratocaster, die E-Gitarre, die er sich mit seinem Taschengeld und einem Nebenjob in einer Imbissbude hart erarbeitet hat. Lorenz verzieht sein Gesicht. Sein Schädel brummt, als ob jemand von innen gegen seinen Kopf hämmert. Seine Arme zittern, als er seinen schwächlichen Oberkörper aufstützt. Seine Augenlider kleben, während er sie reibt. Als er seine Augen öffnet, streift sein Blick das Chaos in seinem Zimmer. Die Wände sind mit Postern seiner Lieblings-Rockbands beklebt. Sie erinnern ihn jeden Tag daran, wie seine Zukunft aussehen könnte: Das Licht von Scheinwerfern auf ihn gerichtet auf einer grossen Bühne vor tausenden jubelnden Fans. Sein Blick wandert hinunter. «Ich muss endlich mal meine Klamotten wegräumen». Den Boden hat Lorenz schon seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Die Kleiderberge erstrecken sich überall hin. Ein fauliger Geruch nach alten Socken und vergammelter Pizza steigt ihm in die Nase.

Er streckt seine dünnen, von Tattoos übersäten Arme in die Höhe und gähnt. Danach steht er auf und macht sich taumelnd auf den Weg ins Badezimmer. Ein Schritt, dann der nächste – das Badezimmer fühlt sich meilenweit entfernt an. Die letzte Nacht war echt nicht ohne, denkt er sich. Vom Alkohol und den Drogen berauscht, tanzten sie die Nacht hindurch. Er steigt in die Dusche. Das kalte Wasser sticht wie Nadeln in seine Haut und vertreibt den letzten Schlaf. Die Erinnerung an die letzte Nacht, die Kopfschmerzen – alles rinnt mit dem Wasser ab. Als er aus der Dusche tritt, betrachtet er sich im Spiegel. Er streicht sich durch seine blondierten,

spröden Haare. Seine Haut ist blass und seine tiefblauen Augen stechen aus seinem Gesicht hervor. An seiner leicht knubbeligen Nase sitzt ein silberner Nasenring, passend zu den vielen Piercings in seinen Ohren. Sein Blick sieht müde aus; dunkle Schatten legen sich unter seine Augen. Heute ist es so weit. Lorenz wird heute bei einer der grössten lokalen Bands als Gitarrist vorspielen. Alle Entscheidungen haben zu diesem Moment geführt. Er darf auf keinen Fall versagen. Dies ist seine grösste Chance, es allen zu zeigen, die nie an ihn geglaubt haben. In seinen Augen steigen Tränen hoch. «Jetzt reiss dich zusammen, Alter! Du schaffst das!» sagt er zu sich in den Spiegel. Seine Zähne putzt er sich rasch, wäscht sein Gesicht und geht zurück in sein Zimmer. Er schnappt sich einige Klamotten, die herumliegen, und zieht sie an. Dunkle Farben, Band-Shirts, das ist sein Stil. Im Spiegel starrt er sich an. Heute zählt nur eins: Er darf es nicht vergeigen.

Seine Hand zittert, als er zur Gitarre greift. Er packt sie ein und schaut auf die Uhr. Das Vorspielen ist schon in einer Stunde. «Fuck! Ich muss los!», zischt er. Er rennt zur Küche. Dort greift er sich ein Stück Brot, das er sich direkt zwischen die Zähne steckt, und zieht seine Schuhe an. «Mom, ich geh' jetzt!», ruft er mit vollem Mund.

«Lorenz! Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du dein Zimmer aufräumen sollst? Willst du, dass wir hier bald Ungeziefer züchten?», brüllt sie genervt zurück.



«Ja, ja, später, okay? Bye!» sagt Lorenz, als er zur Tür hinausstürmt.

Die Sonne brennt auf seiner Haut, als er sich eine Zigarette anzündet. Der warme Rauch füllt seine Lungen, als er daran zieht. Er schaut sich kurz um und läuft los.

Das Haus, in dem er lebt, hat die besten Tage schon hinter sich. Die pinke Fassade schält sich in Fetzen von den Wänden, als hätte sie längst aufgegeben. Genauso, wie die Welt ihn aufgegeben hat, denkt er sich, als er sich auf den Weg in die Stadt macht. Als er dreimal sitzen geblieben ist, hat er von den Lehrern den Titel «hoffnungsloser Fall» erhalten. Seine Mitschüler hielten ihn schon immer für einen Loser. Er war ein Aussenseiter. Er hatte niemanden. Nicht mal seine Mutter unterstützte ihn, als er die Schule schmiss und ihr sagte, dass er Rockstar werden wolle. Sie beschimpfte ihn und sagte, dass er es zu nichts bringen werde.

Nun will er es allen zeigen. Die viele Zeit, in der er Gitarre spielte und übte, wird sich auszahlen, und er wird derjenige sein, der zuletzt lacht. Das Gebäude, in dem er vorspielt, ist ein Club. Er geht hinein und meldet sich an. Der Raum, in dem er warten soll, ist still. Lorenz packt seine Gitarre aus und betrachtet sich in der Spiegelung. Er schüttelt den Kopf. Genau das will er: Gitarre spielen, den Applaus, die Scheinwerfer auf ihn gerichtet und die jubelnde Menge. Jetzt ist es so weit. Sein Magen dreht sich um. «Verdammt, Alter, ich scheiss' mich gleich ein!», denkt er sich, als er sich den Gitarrengurt umlegt und anfängt, das Instrument zu stimmen. Er muss es schaffen! Er hat schliesslich nur das. Nur darin ist er gut, denn für alles andere ist er nicht zu gebrauchen. Die Gedanken drehen sich in seinem Kopf, als plötzlich sein Name gerufen wird. Er atmet tief ein und aus und steigt auf die Bühne. Nachdem er sich vorgestellt hat, spielt er, als würde sein Leben davon abhängen.

Schweisstropfen rollen von seiner Stirn. Als er fertig ist, füllt Stille den Raum.

Die Bandmitglieder bedanken sich und bitten ihn, im Raum hinter der Bühne zu warten. Lorenz wischt sich den Schweiß ab und folgt ihren Anweisungen. Alle, die vorgespielt haben, warten dort. Ob es den anderen auch so geht wie ihm? Er versteckt seine zitternden Hände hinter seinem Rücken. Innerlich hält er es kaum aus.

Die Unruhe droht ihn zu zerreißen. Wenn das nicht klappt, was soll er dann noch hier? Das hier muss klappen, alles andere ist keine Option, denkt er, als die Band den Raum betritt. Alle Köpfe drehen sich zu ihnen. Die Augen geweitet und voller Hoffnung, schaut Lorenz sie an. Sie verkünden den Sieger. Stille. Als er nach Hause läuft, fühlt sich alles wie in Watte gepackt an. Die Strassengeräusche sind dumpf.

Alle Angst, die ihn erfüllt hatte, scheint weg. Bald werden es alle sehen. Er wird auf der anderen Seite stehen, ein echter Rockstar sein und keine Angst mehr vor der Zukunft haben. Lorenz lehnt seine Gitarre ans Geländer. Er steigt darüber und sieht in den Abgrund. Dies war alles, was er hatte, und nun hat er nichts. Bald wird er niemanden mehr enttäuschen können. Bald wird er ein echter Rockstar sein. Tränen steigen in seine Augen. Er spürt den Wind. Die Lichter der Autos erleuchten die Strasse, wie Scheinwerfer eine Bühne. Nun steht er auf seiner grossen Bühne.

Natacha-Anina Krenger

Natacha-Anina Krenger (24) lebt Kreativität – ob beim Schreiben, Nähen, Häkeln oder Singen. Am Studium schätzt sie besonders den Austausch mit Mitstudierenden und die Chance, gemeinsam kreativ zu sein.



Eine im Tausch für Tausende

Von Melina Gasser

Seine schweissnassen Finger kleben am Funkgerät. Mit schwerem Griff drückt Aluf Moshe Ben Chaim, der Kommandant der Bodentruppen Israels, den Sendeknopf. «Genehmigt! Truppe über die Grenze ausschwärmen.»

Sein Befehl verstummt im stickigen Kontrollraum der Hauptzentrale. Totenstille. Still, wie alle unschuldigen Opfer dieses endlosen Krieges. Kinder, die nach ihren Müttern schreien, Frauen, die um ihre Männer trauern, und Väter, die wünschen, sie hätten anstelle ihres Sohnes sterben können. Wegen all dem Elend weiss Moshe genau, wofür er kämpft. Für ein Ende dieses grausamen Terrors und Sicherheit für alle Familien, besonders seine eigene. Die Planung dieser heiklen Mission hatte ihm ganze Nächte lang den Schlaf geraubt.

«Die Truppe sollte längst da sein, wo bleiben sie?» zischt Aluf Chaim. Es steht zu viel auf dem Spiel. Diese Mission muss erfolgreich sein. Die Arme verschränkt, tigert er zwischen den Aktenbergen hin und her. Sekunde für Sekunde vergeht, eine langsamer als die andere. Eine Schweissperle rinnt von Moshes Stirn. Immer noch kein Lebenszeichen. Plötzlich knirscht der Lautsprecher. Moshe krallt die Fingernägel in seine Uniform. Haben sie es geschafft? Wie er diese Anspannung hasste und doch so liebte. Ein süchtig machender Nervenkitzel, der seinen ganzen Körper und Verstand zum Schweben bringt. Dieses Adrenalin treibt ihn bereits jahrelang an und hat ihn zum Erfolg jeder einzelnen Mission gebracht.

«Wolf to Eagle - Erfolgreich in das feindliche Gebäude eingedrungen. Erste Geiseln gesichert.» Moshe bleibt abrupt stehen, als er die vertraute Frauenstimme hört. Übelkeit vernebelt seinen Verstand. Abbia? Seine Fäuste ballen sich zu Kugeln, wodurch die Adern an seinen Armen anschwellen und beinahe zu platzen drohen. Das darf nicht wahr sein! Er stürzt zum Funkgerät und presst mit betäubten Fingern den Sendekopf. «Abbia, bist du das? Bitte wiederholen. Over.» Sie darf nicht da sein, bitte Adonai, lass es nicht Abbia sein! Autorität und Entschlossenheit sind aus seiner Haltung verschwunden. Seine dunkelbraunen Augen spannen sich zu grossen Pupillen auf, welche die ganze Welt verschlucken könnten.

«Abba, ist schon gut. Wir sind erfolgreich eingedrungen. Keine Bedrohung mehr.»

Ihre Antwort klingt angestrengt, als ob sie genau wüsste, dass sie ihren Vater damit nicht beruhigen kann. Nachdenklich starrt Moshe auf den Lautsprecher, woraus soeben die Stimme der Soldatin durchgedrungen ist. Unser Feind ist hinterlistig. Die haben es euch viel zu einfach gemacht.

Moshe lässt das Funkgerät zwischen den Akten und geleerten Kaffeetassen auf den Tisch fallen. Brodelnd reisst er die Bürotür seines Oberkommandanten auf, sodass Blätter in einem Tornado vom Schreibtisch fliegen.

«Sir, was macht Soldatin Abbia Chaim auf der anderen Seite der Grenze? Sie sollte die Mission P.E.N. führen, nicht diese!»

Die Augen von Oberkommandant Yuval verengen sich zu schmalen Schlitzern.

«Aluf Chaim, wir beide wissen, dass nur sie diese Mission, die sowieso zum Scheitern verurteilt ist, erfolgreich durchführen kann. Sie ist die Einzige mit der nötigen Erfahrung. Ich habe sie versetzt für das Wohl unseres Vaterlandes.»

Für das Wohl unseres Vaterlandes? Das klingt nach einer schlechten Ausrede. Aber vielleicht hat er recht. Sie könnte es schaffen. Moshe selbst hatte seine Tochter trainiert und zur besten Soldatin der ganzen Armee ausgebildet. Die beiden Dinge, die ihm am allerwichtigsten sind, Familie und Vaterland, sind bis jetzt immer Hand in Hand gegangen. Aber keiner, der diese Grenze je überschritten hat, ist lebend zurückgekehrt. Seine Zähne knirschen und die Ader auf seiner Stirn pulsiert.

«Wir hatten eine Abmachung, Sir. Jede Mission darf sie anführen, nur nicht diese!»

Kommandant Yuval springt auf und der Stuhl knallt an die Wand hinter ihm.

«Wir führen Krieg! Es geht nicht nur um Ihre Tochter, es geht um unser Volk.»

«Sie wird es nicht überleben, Sir!»

Moshes Augen brennen vor Wut.

«Eine Tochter für tausend andere!»

Das Echo von Yuvals Stimme prallt an den kahlen Wänden ab und reisst Moshe mit sich in den Abgrund. Keine seiner Schusswunden oder Messerstiche hatte ihn derart verletzt wie der Gedanke,

seine Tochter sterben zu wissen. Dieser hinterlistige Feigling, soll er zur Hölle fahren!

Bildschirme flackern und zeigen die Bodycam-Übertragung der Soldaten. Blutverschmierte Gesichter, eiserne Fäuste und Gewehrläufe, die gnadenlos auf die feindlichen Truppen ballern. Sie werden überrumpelt! Abbia – bitte halte aus!

Ein Bildschirm nach dem anderen wird schwarz, als ob jemand aus Gewohnheit den Lichtschalter ausgemacht hätte. Menschenleben ausgelöscht, die jetzt nur noch von einer trauernden Familie in Erinnerung gehalten werden.

«Wolf to Eagle - alle Geiseln gesichert. Feind hat sich zurückgezogen. Bitten um Erlaubnis zum Rückzug, bevor der Feind uns umzingeln kann. Over.»

Atemlos gibt Abbia die Situation durch. Sehr gut, wir müssen diese Geiseln sichern. Sie dürfen nicht aufgehalten werden. Wenn sie sich jetzt zurückziehen, schaffen sie es vielleicht zurück über die Grenze.

«Unmöglich, das ist offensichtlich eine Falle.»

Mit verschränkten Armen hat sich Yuval hinter Moshe aufgebaut.

«Sollten sie jetzt das Gebäude verlassen, laufen sie denen direkt ins Netz. Befehlen Sie, abzuwarten und die Umgebung erneut zu sichern. Wir können nicht riskieren, die Geiseln zu verlieren.»

«Sir, wenn wir diese Chance nicht nutzen, sitzen sie dort fest und werden umzingelt. Mit all den erlittenen Verlusten halten sie keinem Angriff mehr stand. Sie müssen sofort los!»

Oder hat er recht? Vielleicht ist es doch eine Falle? Nein, das hätte Abbia bemerkt.

«Wolf to Eagle – Bitte um einen Befehl!»

Abbia klingt gehetzt.

«Sie werden den Rückzug verweigern. Es geht nicht um Ihre Tochter, es geht um den gesamten Krieg, Moshe!» Bedrohlich funkeln die Augen des Oberkommandanten.

Verzweifelt schaut Moshe auf Abbias Übertragung. Er liebt sein Vaterland und sein Volk. Diese brennende Leidenschaft teilt er mit seiner Tochter. Deshalb weiss er, dass sie, ohne zu zögern, ihr Leben opfern würde. Diese Mission entscheidet über die Freiheit meines Volkes.

«Abba, wir brauchen einen Befehl!»

Moshe erkennt seine eigene Autorität und Entschlossenheit in Abbias Stimme wieder.

«Sir, das ist ein Befehl Ihres vorgesetzten Kommandanten: den Rückzug verweigern!»

Drohend bohrt Yuval seinen Blick in Moshes Augen, als ob er so seine Gedanken kontrollieren könnte.

Bebend klammert Moshe sich an die Tischkante. Sein Herz rast und alles um ihn herum schient zu verstummen. Das Piepen der Monitore, die hektischen Stimmen der Soldaten und das Drängen seines Chefs. Seine Hand zittert, als er den Sendeknopf des Funkgeräts drückt. Sein hilfloser Blick heftet sich an die israelische Flagge, an der Wand über den Monitoren. Vater im Himmel, sag mir, was ich tun soll! Moshe schliesst die Augen.

«Eagle to Wolf ...»

Zur Entstehung

Der Nahost-Konflikt bewegt mich bereits seit Jahren. In meiner Erzählung möchte ich einerseits das Leid auf beiden Seiten der Auseinandersetzung ansprechen. Menschenleben werden geprägt, unabhängig von ihrer Herkunft. In westlichen Medien fehlt mir andererseits oft die menschliche Dimension auf israelischer Seite. Mit meinen Figuren versuche ich, diesen Stimmen Raum zu geben – nicht um zu bewerten, sondern um zu erinnern, dass auch dort Menschen leben, die unter dem Konflikt leiden, hoffen und lieben.

Melina Gasser

«Kreatives Denken ist das einzige Denken, was man braucht», ist das Lebensmotto von der 21-jährigen Melina Gasser. Sie stellt sich nicht nur Geschichten bildlich vor ihrem inneren Auge vor, sondern überlegt sich auch gerne eine lebendige Geschichte zu Bildern. Kreativität bestimmt ihr Leben und bringt sie immer wieder an verrückte Orte der fantasievollen Welt.



Mitose

Von Tobias Kunz

Du sitzt vor dem Spiegel, wischst die Reste des Tages aus deinem Gesicht. Ich, hinter dir auf dem Bett, den Blick fest auf deinen Rücken gerichtet. Deine Bewegungen sind ruhig. «Alles gut?», fragst du und schaust dabei nicht hoch. Deine Hand verharret einen Moment, hält das Wattepad in der Luft. «Ja, warum?», frage ich zurück. Du antwortest nicht, sondern machst einfach weiter – ein Wattepad, dann das nächste. Das grelle Licht der Bettlampe lässt dich blass aussehen. Ich überlege, wie oft du mich schon gebeten hast, eine neue Birne mit gelbem Licht zu kaufen. Ich sehe dich an, so wie du dort sitzt, und merke, dass es mir egal ist. Mitternacht. Ich wache auf. Deine Decke ist ordentlich zurückgeschlagen, das Kissen kaum zerwühlt. Ich höre in die Dunkelheit hinein, aber nichts deutet darauf hin, wo du sein könntest. Die Wohnung ist still. In der Küche ist alles an seinem Platz. Im Wohnzimmer liegt das Buch, das ich dir geschenkt habe, aufgeschlagen auf dem Couchtisch. Mein halbleeres Glas Wasser drückt einen weiteren Ring ins Holz. Der Bierdeckel, den du mir zugeworfen hast, liegt unberührt daneben.

Ich finde dich schliesslich draussen, vor der Haustür. Du sitzt auf der kalten Steintreppe, eine fast heruntergebrannte Zigarette zwischen deinen Fingern. Es ist kalt. Im Licht der Straßenlaterne sehe ich, dass deine Augen rot sind.

Ich setze mich neben dich; spüre die Kälte der Steinstufen durch meine Jogginghose. «Was habe ich gemacht?», frage ich leise. Du schüttelst den Kopf, langsam, ohne mich anzusehen. Die Zigarette glimmt noch kurz auf, bevor du sie Richtung Gullideckel schnippst. «Nichts», sagst du schliesslich. Aber ich weiß, dass das nur halb stimmt. Und du weißt, dass ich es weiß.

Ich lege einen Arm um dich; vorsichtig, unsicher. Du ziehst weg, kurz nur, bevor du doch nachgibst und dich an mich lehnst. Dein Gesicht verbirgst du in deinem Schal. Wir sitzen da. Ich sage nichts. Es gibt nichts, was wir nicht schon gesagt hätten. Irgendwann stehst du auf, und ich folge dir nach drinnen. Oben, im Schlafzimmer, löst sich der Abend wie von selbst auf. Der Versöhnungssex ist mechanisch, fast schon Formsache. Ich schlafe irgendwann ein, wie schon einmal heute – mein Rücken an deinem, meine Ferse leicht an deinem Bein. Als wäre die Berührung das letzte Stück Membran, bevor die Zelle sich teilt.

Am Morgen ist alles wie immer. Du stehst zuerst auf, und ich höre, wie du in der Küche den Wasserkocher aufsetzt. Als ich dazukomme, sitzt du schon am Tisch, mit deinem Handy in der Hand und einer halb geleerten Tasse Kaffee vor dir. Das Radio läuft leise, die Stimmen der Moderatoren fern und bedeutungslos.

«Es soll regnen heute», sagst du beiläufig, während du aus dem Fenster schaust. «Mhm», mache ich, ohne aufzublicken.

Mittlerweile sind wir geübt im Schweigen. Es ist kein unangenehmes Schweigen, aber auch kein entspanntes. Es ist einfach da, wie die Wandfarbe oder der Tisch oder das Wetter.

Nach dem Frühstück gehst du ins Bad, und ich bleibe sitzen, starre auf mein Handy. Ohne bewusst nachzudenken, lade ich Tinder herunter. Ich wische durch die Profile, während mein Kaffee kalt wird. Es fühlt sich fremd an, aber auch wie etwas, das irgendwann passieren musste.

Ein Profil. Eine Frau am Strand, im Hintergrund eine Linie aus Wellen, die sanft brechen. Ich denke an den Sommer vor einem Jahr, an die kleine Pension mit den quietschenden Fenstern und dem Sand, der sich in jede Falte geschlichen hat. Wir stritten am zweiten Tag schon, weil ich den Schlüssel verloren hatte. Am Abend saßen wir am Wasser. Du hast mir erzählt, wie du als Kind davon geträumt hast, am Meer zu leben.

Eine Frau mit einem Hund. Mir fällt ein, wie du an einem regnerischen Sonntag auf dem Sofa gesessen hast, deinen Laptop auf den Knien. «Welcher Name klingt besser: Milo oder Finn?», hast du gefragt, ohne aufzuschauen. Wir haben uns immer noch keinen Hund geholt. «Vielleicht irgendwann», habe ich damals gesagt.

Das nächste Profil. Sie hält einen Stapel Bücher in den Händen. Ich denke an deine Stimme, wenn du vorgelesen hast; das aufgeschlagene Buch auf dem Couchtisch.

Ich lege das Handy beiseite. Mein Kaffee ist kalt, die Tasse fast leer. Durch das Fenster sehe ich den Regen. Er hat eingesetzt, nicht stark, gerade so, dass sich die ersten Pfützen auf dem Asphalt sammeln.

Die Tür zum Bad öffnet sich, und du kommst ins Wohnzimmer. Dein Haar ist noch feucht, und du siehst mich an. Für einen Moment wirkt es, als würdest du etwas sagen wollen, aber dann schaust du weg, zupfst an dem Häutchen an deinem Fingernagel, das du seit drei Tagen bearbeitest.

«Es regnet», sage ich schliesslich. Mein eigener Satz überrascht mich. Du schaust hoch, leicht irritiert.
«Ja», antwortest du. Ich weiß nicht, warum, aber ich frage: «Wollen wir rausgehen?» Du ziehst die Stirn leicht zusammen, als würdest du überlegen, ob es ein Scherz ist. «Jetzt?»
«Ja, warum nicht?»
«Vielleicht später.»

Tobias Kunz

Tobias Kunz, 25, ist Medienschaffender aus Bern. Seit 4 Jahren moderiert er die Rap-Sendung «Gschächtnütschlimmers» auf Radio RaBe. Wie das Klischee es besagt, macht natürlich auch dieser Rapjournalist selber Rap. In seinen Songs verpackt er Geschichten und Emotionen aus seinem Leben. Meist sind es aber alltägliche Details, aus denen die effektiven Ideen kommen. So auch bei Mitose. Das Bild der Frau, die sich im Spiegel abschminkt, des Partners, der hinter ihr auf sie wartet, und der Stille dazwischen. Daraus entstand organisch die Geschichte einer Beziehung, die eigentlich schon zu Ende ist, aber niemand gehen will. Eine langsame Zellteilung.



Epik | Erzählung

Das wolltest du doch

Von Carina Bihlmayer

Triggerwarnung: Der folgende Text enthält explizite Darstellungen von sexueller Gewalt und nicht einvernehmlichen sexuellen Handlungen.

Die Heavy-Metal-Version von Stille Nacht kam überraschend. Links und rechts dröhnten die schrägen Klänge aus den Lautsprechern und liessen nicht nur Selina den Kopf zum Mischpult drehen. Schnell erkannte sie zwischen den anderen Kollegen Peter, der augenscheinlich die Musikanlage übernommen hatte, und dafür jubelnden Beifall von den Gästen im Saal erntete. Die junge Frau seufzte tief, während um sie herum Gläser gehoben wurden, in denen sich die Weihnachtsbeleuchtungen glitzernd reflek-

tierten. Die Luft roch nach Bier, der ursprüngliche Duft von Vanille, Zimt und Glühwein war verschwunden und die Gespräche bekamen langsam einen lallenden Unterton. Es war, als ob die Feiernden mit jedem neuen Getränk eine weitere Hemmung abschütteln wollten, bevor die Freunde dieses Abends am nächsten Morgen wieder zu Vorsitzenden und Arbeitnehmern werden würden.

Sie entschied, dass dies ein guter Zeitpunkt war, um nach Hause zu gehen. Ihre Füße waren von den hohen Schuhen bereits geschwollen und vorhin hatte jemand vom Marketing etwas Punsch auf ihrem Kleid verschüttet. Schnell leerte sie den letzten Schluck ihres Glühweins und trat still und leise den Rückzug an. Es würde sich mor-

gen ohnehin niemand daran erinnern können, ob sie sich verabschiedet hatte oder nicht, also sparte sie sich lieber das Prozedere. Als sie durch die grossen Türen des Saals trat, spiegelte sich ihre Figur kurz in der Glastür. Der Anblick liess sie innehalten. Die Stilettos gaben ihren Beinen eine elegante Form, das Kleid betonte auch mit dem Fleck ihre runde Hüfte gut, aber nicht übertrieben, und der Alkohol hatte ihr eine schmeichelnde Röte ins Gesicht gezeichnet. Sie erlaubte sich in diesem Moment, ihr eigenes Spiegelbild als hübsch zu bezeichnen. Doch das warme Gefühl, welches diese Beschreibung in ihr auslöste, währte nicht lange. Was brachte es ihr, sich selbst hübsch zu finden? Am Ende musste sie anderen gefallen.

Ruckartig wandte sie sich von der Spiegelung ab. Ihre harten Absätze klapperten auf dem harten Laminat, während sie mit ebenso harter Miene ihr Büro ansteuerte. Ein rascher Blick aufs Handy – sie hatte Glück. In zehn Minuten kam der letzte Bus und sie musste nur noch ihre Tasche und den Mantel holen.

Sie liess das Büro beim Betreten im Dunkeln. Schliesslich kannte sie hier jede Tischkante auswendig. Doch als sie nach ihrem Mantel greifen wollte, wurde das Dunkel plötzlich noch dunkler. Scharf einatmend drehte sie sich um. Das wenige Licht, das vom Flur hereingefallen war, zeichnete nun die Silhouette eines kräftigen Mannes nach.

«Tut mir leid. Ich wollte dich nicht erschrecken», erklärte der Mann, dessen Stimme Selina wohlvertraut war. Der warme Klang liess ein aufgeregtes Zittern in ihr aufsteigen, und mit einem tiefen Atemzug verwandelte sich ihre Anspannung in sanfte Erleichterung.

«Gehst du schon?», fragte die Stimme, die sie am liebsten jeden Tag als Podcast hören würde. Diese Stimme, die sie jedes Mal innerlich grinsen liess wie ein kleines Kind an Weihnachten. Diese Stimme, an der sie sich am liebsten festhalten würde, wenn ihr Glaube an sich wieder einmal wankte. Diese Stimme, von der sie sich so sehr wünschte, endlich zu hören, dass er sie auch mochte, stand vor ihr und erwartete wohl eine Antwort.

«Ja, ich dachte, ich verschwinde lieber, bevor ich so wie Peter unter meinem Schreibtisch schlafen muss», brachte sie mit einem Lachen heraus. Der Mann machte einen Schritt in den Raum hinein. Das kühle Licht von hinten umspielte kurz seinen Hals und die gepflegten Kanten seines Bartes. Sofort erwachten in ihrem Inneren wie-

der hunderte Kolibris, die dort vor einigen Monaten schon Einzug gehalten hatten.

Der Mann nickte in Richtung des schemenhaften Schreibtisches. «Wäre das denn so schlimm?» Ihr Blick folgte seiner Bewegung. Was genau meinte er?

Er war noch zwei Schritte nähergekommen. Noch während sie ansetzte, um ihn zu fragen, was genau er vorhatte, lag sein Mund schon auf ihrem und die Welt verschwand.

Er schmeckte nach Orangenpunsch, sein Bart kitzelte ihr Kinn und seine Hände auf ihrem Hals fühlten sich an wie der Kaschmirschal, den ihre Mutter so gerne trug. Hätte sie jemand gefragt, wie sich richtig anfühlt, dann hätte sie geantwortet: «Genau so.»

Er stiess mit einem Fuss die Tür hinter sich zu. Das Licht verschwand fast vollständig. Umhüllt von der Dunkelheit des kleinen Raumes drängte er in Richtung Wand, ohne von den Küssen abzulassen. Sie lachte kurz auf über seine Unvermitteltheit. Mit der Tapete im Rücken versuchte sie, den Finger auf seinen Mund zu legen, um ihn zur Geduld aufzufordern, doch er schlug ihre



Hand mit einer knappen Bewegung weg. Überrascht von der Geste versuchte sie, den Kopf zurückzuziehen, doch die Wand hinter ihr versperrte ihr den Weg. Seine Küsse wurden härter. Sie versuchte wieder, die Hände zu heben, um ihn vielleicht an der Brust wegdrücken zu können, doch er umfasste ihre Handgelenke,

als ob er sie mit dem Kaschmirschal zusammengebunden hätte. Seine Küsse wurden fordernder. Sie versuchte, das Gesicht wegzudrehen, doch sein nach Alkohol stinkender Atem folgte sofort der Bewegung. Seine Küsse wurden bedrohlicher. Sie versuchte, die Lippen zusammenzupressen, aber seinen kratzenden Bart konnte sie nicht loswerden.

Die Hitze entwich aus ihren Wangen und die Kolibris verstummten. Die Welt tauchte wieder auf und die Dunkelheit kroch Selina in die Knochen. Seine rechte Hand wanderte zum Saum ihres Kleides. Zu schnell. Seine linke Hand zog ihr den Träger von der Schulter. Zu viel. Sein Mund liess keinen Moment von ihr ab und sie versuchte erneut, ihn von sich wegzustossen. Er war zu schwer und zu stark.

«Stopp!», keuchte sie mit zitternder Stimme. Als Antwort zog er ihr auch den zweiten Träger von der Schulter. «Hör bitte auf!», versuchte sie es noch einmal, aber ihre Stimme war nur noch ein wehrloses Flüstern. Das Kleid rutschte vollends auf den Boden. Den Fleck darauf würde sie wohl nur mit einem Spezialmittel wieder herausbekommen. Er riss ihren BH auf.

Den Verschluss würde sie wohl nicht mehr reparieren können. Grob zerrte er ihre Unterhose aus dem Weg. Sie überlegte, ob sie heute ihre Pille schon genommen hatte, und sie erinnerte sich, dass sie nächsten Dienstag das Briefing abgeben musste. Sie hatte vergessen, ihrer

Schwägerin vorgestern zum Geburtstag zu gratulieren. Sie musste der Palme im Wohnzimmer heute noch dringend Wasser geben. Am Freitag wollte sie zum Abendessen Lasagne kochen. Von den hundert Gedanken in ihrem Kopf drehte sich kein Einziger darum, was gerade mit ihr geschah. Das passierte alles einer anderen Selina. Einer Selina, die zu feige war, sich zu wehren. Einer Selina, die nicht oft genug oder laut genug Stopp gesagt hatte.

Als er fertig war, stand er auf und zog sich die Hose wieder an.

Ihr Blick ging starr an ihm vorbei. Der Boden war hart und glatt an ihrer nackten Haut und kühlte die pulsierenden Schmerzen in ihrem Unterleib. «Das wolltest du doch schon seit Monaten von mir», erklärte er mit einem berauschten Grinsen, während er ihr Büro verliess. Und der einzige Gedanke, mit dem sie auf dem kalten Boden zurückblieb, war, dass sie ihren Bus verpasst hatte.

Zur Entstehung

Mich haben aufgrund eigener Erfahrungen und der Aktualität des Themas besonders die persönlichen Grenzen interessiert. Ich wollte ausdrücken, wie flexibel sich diese je nach Situation und Gefühl verschieben können: Gestern lag meine Grenze dort, heute hier, und übermorgen existiert sie vielleicht gar nicht mehr. Mit meiner Erzählung möchte ich daran erinnern – und zugleich anklagen –, dass eigentlich immer ein einziges Wort genügen sollte, um die eigenen Grenzen respektiert zu wissen.

Carina Bihlmayer

Schon immer konnte sich Carina Bihlmayer in geschriebenen Worten besser ausdrücken als in gesprochenen. Die Tirolerin schwimmt schneller, als sie läuft, und fühlt sich auf dem Motorrad fast so wohl wie bei einem Spieleabend. Mathematik liegt ihr gar nicht, und nicht nur in der Küche improvisiert sie lieber, als sich an Rezepte zu halten.



Stiller Kampf

Von Lou Gmür

Sie stand vor dem Spiegel im Badezimmer und starrte ihr eigenes Spiegelbild an. Ihre leblosen, glasigen Augen fuhrten über jede Kontur, jede Unebenheit, jede Schwachstelle. Ihre Haut wirkte dünn unter dem künstlichen Licht, die Wangenknochen traten kantig hervor, und ihr Blick ruhte abschätzig auf ihrem Bauch, der in ihren Augen viel zu dick, zu wabbelig, zu weich war. Sie zog ihn ein, platzierte die rechte Hand auf ihrem unteren Bauch, den linken Handrücken führte sie an ihren unteren Rücken, reckte das Kinn und runzelte unzufrieden die Stirn. Sie seufzte, genervt und enttäuscht von sich selbst. Immer noch zu dick. Es musste besser gehen, sie musste besser werden, sie war so schlecht, nie gut genug. Da war zu viel, das wegmusste, noch zu viel an ihr, das nicht passte, nicht in dieses Bild, das sie für sich entworfen hatte. «Nur ein bisschen mehr Disziplin», murmelte sie sich selbst zu, fast flehend. «Ein wenig mehr Kontrolle, und ich werde endlich dort sein, wo ich sein will.» Ihr ganzer Körper, jede Zelle, schien sich gegen sie zu stellen. Die kurzen Momente der Zufriedenheit, wenn sie ein weiteres Kilo verloren hatte, waren verlockend, aber nie genug. Es war nie genug. Kaum war das Ziel erreicht, tauchte ein neues, noch strengeres Bild in ihrem Kopf auf, das sie sich durch Bilder, Kommentare und Vorstellungen geformt hatte. Immer schwebte über ihr dieses Ideal, das sie nicht greifen konnte, das ihr entglitt, sobald sie es fast berührte.

Die alte Badezimmerlampe surrte im Hintergrund. Clara stützte sich am kühlen Waschbeckenrand ab, senkte den Kopf, eine Träne tropfte auf ihren Handrücken. Sie warf den Kopf in den Nacken, atmete aus und wischte die Träne mit ihrem Ärmel weg. Von draussen drangen die Geräusche von klirrendem Geschirr und gedämpften Stimmen herein, die Clara zurück in die Realität holten. Clara löste sich vom Spiegelbild und ging mit schweren Schritten zurück ins Esszimmer, wo Finn, Lisa, Malin und Nila sassen. Der ganze Esstisch und Teile des Wohnzimmers spiegelten sich in den grossen, raumhohen Fenstern. Draussen war es schon längst dunkel. Im Raum war es wohligh warm, und der Geruch von Lasagne lag immer noch in der Luft. Sie setzte sich auf ihren Stuhl, lehnte sich zurück, lächelte in

die Runde und zupfte ihr Kleid zurecht. Das Klirren des Geschirrs und das Murmeln der Gespräche drangen dumpf an ihr Ohr, doch die Worte flossen an ihr vorbei wie ein rauschender Fluss. «Dessert!»

Das Wort stach in ihren Bauch wie ein Messer. Nila lächelte, als wäre das Dessert ein Geschenk, ein Höhepunkt des Abends. Aber Claras Magen verkrampfte sich. Was sollte sie tun? Noch einen Bissen? Würde sie die Kontrolle verlieren? Die Gedanken jagten sich in ihrem Kopf, eine Spirale aus Überlegungen und Zweifeln. Diese ständige Abwägung schnürte ihr die Brust zu, als wäre jede Entscheidung, jeder Bissen ein Schritt auf einer wackeligen Hängebrücke.

«Oooh, hast du wieder den unglaublich leckeren Schokoladenkuchen gebacken?», fragte Finn mit weit aufgerissenen Augen und einem Lächeln, das über beide Ohren reichte.

«Diesmal nicht», antwortete Nila mit hochgezogenen Augenbrauen und einem Schmunzeln im Gesicht. «Ich habe etwas Neues ausprobiert. Aber keine Angst, Schokolade hat's auch da genügend drin.»

Es rauschte in Claras Ohren. Ihr Herz raste. Es schnürte ihr die Luft ab. Sie stand auf und ging in die Küche, um ihren Gedanken zu entkommen. Als Clara die Küche betrat, schenkte sich Lisa gerade ein Glas Wasser ein.



Lisa lächelte und musterte sie. «Mit dir konnte ich ja noch gar nicht viel sprechen.»

Clara lächelte gezwungen und lehnte sich an die Kücheninsel.

«Du siehst toll aus. Man sieht dir an, wie diszipliniert du bist.» Lisas Worte lösten in ihr ein wohligh-warmes Gefühl aus. Ihre Brust und ihr Kinn hoben sich leicht an, und Clara lächelte.

«Danke», sagte sie mit einem stolzen Lächeln.

«Es ist echt bewundernswert, wie du das alles durchziehst», fuhr Lisa fort. «Sport, die Disziplin ... ich wünschte, ich könnte das auch so wie du.» Clara lächelte verlegen, ihre Wangen färbten sich leicht rosa. So wie ich? Wünscht sie sich das wirklich? Stolz und Beklemmung vermischten sich in ihr.

«Lisa? Clara? Auf was wartet ihr noch? Keine Lust auf Dessert?» Nilas Worte rissen Clara aus ihren Gedanken, als sie den Kopf drehte, tauchte Nila im Türrahmen der Küche auf: «Nun kommt schon, wir warten alle auf euch zwei.» Sie lächelte in die Runde und verschwand zusammen mit Lisa im Esszimmer.

Clara löste sich von der Kücheninsel und folgte den beiden. Das wohltuende, warme Gefühl verschwand schlagartig. Ein gigantisches Stück einer saftigen Torte stand direkt vor ihr. Es passte gerade so auf ihren Teller. Schokolade, wohin das Auge reichte. Clara starrte auf ihr Stück Torte. Ihre Finger trommelten unruhig auf den Tisch, ihre Hand wanderte zu ihrem Bauch, den sie unbemerkt einzog. Soll ich es essen? Nein! Das geht nicht. Die Kontrolle verlieren – das darf ich nicht. «Kaffee?», fragte Finn in die Runde.

Clara schüttelte hastig den Kopf, ihr Blick noch immer auf die Torte gerichtet. Nila und Malin nickten, Finn entgegnete mit einem Lächeln und verschwand in der Küche. Oder schaff' ich es doch nicht? Claras Herz raste nun und ihre Hände begannen zu zittern. Dieses verdammte Stück Kuchen, diese verfluchte Angewohnheit, immer gemeinsam essen zu müssen. Der Kuchen verschwand hinter den Tränen, die ihr in die Augen schossen. Sie löste sich vom Tisch, stand auf, murmelte in die Runde, sie sei gleich wieder da. Mit schnellen Schritten eilte sie erneut ins Bad, riss die Tür auf und schloss sie hastig hinter sich. Clara versucht ruhig zu atmen – ein – aus. Sie kämpfte gegen den dicken Kloss in ihrem Hals an, liess sich zitternd auf die kalten Fliesen sinken, während sie immer noch versuchte, ihre Atmung zu beruhigen. Eine brennende, schmerzvolle Nässe lief ihr über die Wangen und ein ersticktes Schluchzen entwich ihren Lippen. Die ständigen Kämpfe der vergangenen Wochen und Monate, die sie mit dem Gedanken an das nächste verlorene Kilo verbrachte, die stille Verzweiflung, die sie in sich hineinfress. Unzählige Male hatte sie sich eingeredet, dass sie nur noch ein bisschen stärker sein musste, nur noch ein bisschen mehr Kontrolle brauchte. Clara sah in den Spiegel, blinzelte, um ihr eigenes Gesicht hinter dem Tränenschleier erkennen zu können. Vielleicht war es an der Zeit, aufzuhören, gegen sich selbst zu kämpfen und stattdessen für sich einzustehen. Hilfe suchen. Nicht heute, nicht morgen – aber bald.

Zur Entstehung

Viele kennen die stillen, inneren Kämpfe, die uns tagtäglich begleiten. Das gefährliche Streben nach Perfektion ist in unserer Gesellschaft allgegenwärtig, wird jedoch oft als Schwäche empfunden, sobald sie sichtbar wird. Mit meinem Text wollte ich zeigen, dass diese innere Zerrissenheit und das Ringen um Selbstakzeptanz viele betrifft und dass es kein Thema ist, für das man sich schämen muss.

Lou Gmür

Wenn Lou nicht gerade das schöne Bern genießt, entdeckt sie mit offenem Blick für das Besondere die Welt – immer auf der Suche nach dem perfekten Schnappschuss. Sie schätzt Harmonie und schöne Dinge, doch nicht sieben Dinge aufs Mal zu machen fällt ihr in etwa so schwer wie das Trinken einer schlechten Tasse Kaffee.



Schlusspunkt

Für Feedback, Fragen und Anregungen: petra.hasler@fhgr.ch

Fachhochschule Graubünden
Pulvermühlestrasse 57
7000 Chur
T +41 81 286 24 24
info@fhgr.ch

fhgr.ch
facebook.com/fachhochschule.graubuenden/
instagram.com/fachhochschule.graubuenden

fhgr.ch/mmp